~~Paed 331 to~~ Schmid

Paed. Pr.

3072

(14)

Pauline,

die

Stifterin einer Kleinkinderschule.

Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue, illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

424 Bb

Pauline.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Pauline,

die

Stifterin einer Kleinkinderschule.

Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue illustrirte Originalausgabe.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1871.

Pauline,

die

Stifterin einer Kleinkinderschule.

Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Vorliegende Erzählung wurde schon vor langer Zeit geschrieben, und darin manche Bemerkung vorgebracht, wie nützlich, wohlthätig, ja nothwendig die Kleinkinderbewahranstalten seien.

Einige Jahre nachher kam die Frau Gräfin Therese von Brunswick, diese geistreiche und edelmüthige Stiftsdame, welcher die erste Kleinkinderschule in der Stadt Ofen die Gründung, und sehr viele solche Anstalten in Ungarn und Oesterreich das Entstehen und Aufblühen zu danken haben, nach Augsburg; ihre begeisterten

IV

Unterredungen mit ihr gleichgesinnten Damen des Frauenvereins dahier für wohlthätige Zwecke bewirkten, daß dieser menschenfreundliche Verein sich nun ganz vorzüglich der in Augsburg damals erst beginnenden Bewahranstalten für kleine Kinder annahm, und der Stadt auch in dieser Hinsicht bis zur Stunde zum großen Segen gereicht.

Die verehrenswürdige Gräfin redete auch mit mir manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend, und ganz besonders über ihren Lieblingsgegenstand, die Bewahrung kleiner Kinder, so einsichtsvoll, so anspruchlos und gemüthlich, daß ich mir vornahm, was in oben erwähnter kleinen Schrift nur kurz berührt war, nunmehr, in so fern es der Umfang einer Erzählung gestattet, ausführlicher zu behandeln, und dann das Werkchen ihr zu widmen. Allein andere mir aufgetragene Ar-

beiten ließen es mich damals nicht zu Stande bringen.

Jetzt, meinem achtzigsten Lebensjahre nahe, und von andern Arbeiten frei, nahm ich dieses Schriftchen noch einmal vor. Ich weiß wohl, daß inzwischen große, diesen Gegenstand erschöpfende Werke — auch ein sehr schätzenswerthes dahier — an das Licht getreten sind; sie sind aber nur wenigen Lesern zugänglich, und es schien mir nicht überflüssig, daß diese Erzählung mehreren Kinderfreunden Gelegenheit gebe, in solche Bewahranstalten einen Blick zu werfen, und sich von deren Nützlichkeit und Wohlthätigkeit zu überzeugen.

Die edle Frau Gräfin von Brunswick ist während dieser Zeit, zu meiner großen Betrübniß, gestorben. Es sei nun dieses Büchlein dem Andenken der verewigten Kinderfreundin gewidmet.

VI

Möchte ihr Wunsch, daß überall, auch in kleineren Städten und auf dem Lande, solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen, und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!

Gott gebe zu diesem frommen Wunsche Seinen allmächtigen Segen.

Im Julius 1847.

Christoph v. Schmid.

Erstes Kapitel.

Eine edle Kinderfreundin.

Sophie von Grünthal war die Wittwe eines Obersten, der in dem letzten Kriege mit Frankreich den rühmlichen Tod für das Vaterland gestorben war. Sie lebte in einer ehemaligen deutschen Reichsstadt, ihrer Geburtsstadt, wo sie in dem Hause eines vermöglichen Kaufmanns sich eine schöne, geräumige Wohnung gemiethet hatte.

Die edle Frau war eine große Kinderfreundin, und auch ihre einzige Tochter Pauline, fast selbst noch Kind, hatte an den holden unschuldigen Geschöpfen herzliche Freude. Der Kaufmann war der Vater mehrerer Kinder, deren ältestes noch nicht sechs Jahre alt war. Er war oft Monate lang in Geschäften abwesend; die Mutter mußte

halbe Tage lang in dem Kaufladen stehen. Die guten Aeltern konnten ihren Kindern, die sehr liebenswürdig und hoffnungsvoll waren, nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken. Frau von Grünthal bemerkte dieses, und nahm sich der guten Kleinen an. Sie schickte Pauline hinab, und ließ die Kinder einladen; Pauline kam erst nach einer kleinen Weile zurück, und führte an jeder Hand eines der Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die beide schön geputzt und voll Freude waren. Sie wurden mit Obst, Milch und Kuchen bewirthet. Die freundliche Frau wußte die Kinder sehr angenehm zu unterhalten, noch mehr aber war sie darauf bedacht, daß sie gut erzogen würden.

Sie war überzeugt, daß sich auch schon in den zarten Herzen der Kinder kindliche Gefühle gegen Gott erregen lassen. „Die Lehre Jesu," sagte sie öfter, „ist für uns Menschen höchst erfreulich und wohlthätig. Allein eine der größten Wohlthaten ist, daß Er uns den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde — unsern Vater nennen lehrte. Schon zarte Kinder, die einen guten

Vater auf Erden haben, verstehen diesen süßen Namen sehr gut, und hören gerne von unserm Vater im Himmel reden." Sie redete aber auch bei jeder Gelegenheit von Ihm.

Eines Tages kamen der muntere Fritz und das freundliche Lottchen gesprungen; jedes hatte ein kleines Bilderbuch in der Hand, in dem Gegenstände aus der Naturgeschichte abgebildet waren.

„O sieh doch," rief Fritz, „was uns der Vater Schönes geschickt hat! Sieh da die schönen Pferde! Und die netten Schäflein! Und hier, sieh! ist ein prächtiger Hirsch, und da gar ein Elephant!"

„In meinem Buche da," sagte Lottchen, „sind allerlei schöne Blumen und Früchte, Kräuter und Bäume! Sieh da die schönen Rosen! Die andern Blumen kenne ich nicht. Da ist ein Stäudlein mit schönen, rothen Erdbeeren; da sind schöne rothe Aepfel, da Birnen und Pflaumen, und da herrliche Trauben!"

Die Frau sprach: „Nun, Kinder, euer Vater hat Euch eine große Freude gemacht! Es ist recht schön, daß er im fernen Lande so an Euch gedacht hat. Er hat Euch recht lieb, und ist recht gut gegen Euch."

„O ja," sagte Lotte; „er ist ein lieber, guter Vater, daß er uns so schöne Sachen schickt."

„Habt Ihr ihm aber auch dafür gedankt?" fragte die Frau.

„Je," rief Fritz, „er ist ja verreist. Wenn wir gleich sagen: Wir danken dir, lieber Vater! so hört er es ja nicht."

Lotte sagte: „Wenn er nach Hause kommt, so wollen wir zu ihm sagen: Liebster Vater! wir danken Dir für die schönen Bücher."

„Sehr wohl!“ sprach die Frau. „Nun hört aber einmal, liebe Kinder! Ihr wißt, daß wir Alle einen Vater im Himmel haben. Und da ist es nun, wie mit Eurem Vater auf Erden. Euer Vater auf Erden ist jetzt von Euch entfernt, Ihr seht ihn nicht. Aber dennoch denkt er an Euch, liebt Euch, und schickt Euch schöne Geschenke. So seht Ihr zwar auch Euren Vater im Himmel nicht, aber Er denkt doch an Euch, und gibt Euch allerlei Schönes und Gutes. Er läßt die Rosen blühen und die Trauben reifen. Er läßt alle vier Jahrzeiten kommen. Euer Vater auf Erden sieht Euch jetzt nicht — er hört es jetzt nicht, wenn Ihr ihm danket. Aber der Vater im Himmel sieht Euch überall; er sieht Euch in das Herz. Er hört jedes Wort, das Ihr redet! ja, er weiß Eure Gedanken! Euer Vater auf Erden ist wohl ein verständiger Mann; er ist recht geschickt. Aber wirkliche Rosen und Trauben könnte er doch nicht machen — viel weniger den ganzen Frühling mit allen seinen Blumen in Gärten und auf Wiesen, oder den Herbst mit allen Aepfeln und Birnen, Pflaumen und Trauben. Ihr freut euch, daß Euer Vater

auf Erden gut gegen Euch ist, und Euch so viele schöne Sachen schickt; noch mehr solltet Ihr Euch aber freuen, daß der Vater im Himmel so gut gegen Euch ist. Gar alles Gute schenkt Er uns; täglich gibt Er Euch Brod und noch viel Gutes dazu — allerlei süße Früchte, von den Erdbeeren im Frühlinge bis zu den Trauben im Herbste. Ihr könnet Eurem Vater auf Erden jetzt nicht Dank sagen; Ihr müsset warten, bis er kommt; aber Euer Vater im Himmel hört es, wenn Ihr Ihm dankt, ja, Er sieht den Dank, den Ihr im Herzen habt. Deßhalb dankt Ihm gleich jetzt, daß Er Euch so viel Gutes gegeben hat. Auch die Geschenke, die Euer Vater auf Erden Euch schickte, habt Ihr dem Vater im Himmel zu danken. Er gab Euerm Vater die Liebe zu Euch in das Herz, daß es ihm Freude macht, Euch so schöne Sachen zu schenken; Er gab ihm so viel Vermögen, daß er sie kaufen konnte. — Und nun noch Eins! Wie könnet Ihr Eurem Vater schon jetzt am besten dafür danken, daß er Euch eine so große Freude gemacht hat?“

Fritz sagte: „Wenn wir ihm auch Freude machen.“

„Wie könnet Ihr aber das?“ fragte die Frau.

„O,“ sagte Lotte, „wenn wir recht gut und artig sind.“

„Nun wohl,“ sprach die Frau; „eben so müsset Ihr auch dem Vater im Himmel danken. Er hat nur Freude am Guten; seid daher recht gute Kinder.“

Die Kinder baten die Frau, so oft sie kamen, ihnen etwas Schönes zu erzählen. Sie that es sehr gerne, indem sie dabei die schönste Gelegenheit hatte, den Kindern recht viel Lehrreiches zu sagen. Sie nahm ihre Erzählungen am liebsten von dem her, was die Kinder eben vor Augen hatten.

An einem Festtage hatte die Frau einen goldenen Ring mit Edelsteinen an den Finger gesteckt. Die Kinder sahen den funkelnden Ring das erste Mal und bewunderten ihn. Die Frau sagte den Kindern, warum Gold und Edelsteine schätzbar seien; daß man sie aber nicht zu hoch

schätzen solle, und daß edle Handlungen ohne Vergleich schätzbarer seien, als Gold und Edelsteine. Sie erzählte hierauf:

Es war einmal ein Vater, der sich durch Fleiß und Rechtschaffenheit und mit Gottes Segen großen Reichthum erworben hatte. Als er nun bereits sehr alt war, theilte er sein Vermögen unter seine drei Söhne. Noch hatte er aber einen goldenen Ring mit kostbaren Edelsteinen. Jeder der drei Söhne hätte den Ring gerne gehabt. — „Ihr seid mir Alle gleich lieb," sprach der Vater; „den Ring kann aber nur Einer besitzen. Wir wollen es daher so machen: Jeder von Euch erzähle mir, aber ganz der Wahrheit gemäß, eine gute That, die er für die beste seines Lebens hält. Der, dessen That ich für die edelste erkenne, soll dann den Ring haben."

Adelbert, der älteste Sohn, erzählte: „Als ich in der Fremde und noch sehr jung war, fand ich auf der Landstraße ein kleines Päckchen, das nebst einigem Silbergeld zwanzig Goldstücke enthielt. Ich war damals in großer Geldnoth; weit und

breit war kein Mensch zu sehen. Ich hätte das gefundene Geld für mich behalten können, und mir wäre aus aller Noth geholfen gewesen. Allein ich verabscheute diesen Gedanken, forschte fleißig nach, wer das Päckchen verloren habe, und ruhte nicht, bis ich ihn — einen wackern Handlungs=diener — ausfindig gemacht hatte. Ich gab ihm das Geld zurück, ohne auch nur ein Geschenk von ihm anzunehmen."

Der Vater sprach: „Du, Adelbert, hast ehrlich und redlich gehandelt; wer gefundenes Gut unter=schlagen wollte, wäre ehrlos und nicht besser, als ein Dieb. Die Handlung ist recht, aber noch nicht edel zu nennen. Du hast nicht mehr gethan, als du vor jedem Richter auf Erden schuldig warst."

Benedikt erzählte: „Ich ging an einem See spazieren. Einige Kinder suchten am Ufer Schne=ckenhäuschen und Muschelschalen, deren es da wunderschöne gab. Ein Knäblein fiel in das Wasser, und alle Kinder erhoben ein Jammer=geschrei. Die Mutter sprang todtenbleich herbei, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen,

und rief zum Himmel um Hilfe. Ich sprang augenblicklich in das Wasser, zog mit eigener Lebensgefahr das Kind heraus, und gab es der Mutter. Sie fiel vor mir auf die Knie, und dankte mir mit tausend Thränen. Alle Kinder hatten große Freude."

Der Vater sprach: „Du, Benedikt, hast deine christliche Liebe sehr schön bewährt. Es ist eine süße und heilige Christenpflicht, unsern Mitchristen in der Noth beizuspringen."

Christian erzählte: Ein Gartendieb stahl mir immer das schönste Obst, Aepfel und Birnen, Aprikosen und Pfirsiche. Sogar einige frischgesetzte junge Bäumchen, die ich theuer gekauft und große Freude daran hatte, hob er aus, und trug sie fort, um sie anderwärts zu verkaufen. Er war sehr schlau, und ich bemühte mich vergebens, ihn zu ertappen. Einmal aber in einer stürmischen Regennacht, da schwere Wolken den Mond bedeckten, und es fast ganz dunkel war, stieg er mit einem angehängten Sack auf den großen Apfelbaum, um meine schönen, großen Rubinäpfel zu

stehlen. Allein er fiel herab, und brach den Fuß. Es war ihm unmöglich, über die Gartenmauer zu entrinnen. Ich fand ihn, als ich Morgens in den Garten kam, in dem Grase liegend, den leeren Sack neben ihm. Der Knabe, etwa drei=zehn Jahre alt, war der Sohn eines Taglöhners. Ich ließ ihn nach Hause tragen. Die Aeltern waren zu arm, die Kur zu bezahlen. Ich ließ auf meine Kosten den Wundarzt rufen. Als der Fuß vollkommen geheilt war, kam der Knabe zu mir, um mir zu danken und mir wegen der be=gangenen Diebstähle abzubitten. Die Aeltern, die um seine Diebereien wußten, kamen mit. Ich ermahnte den Knaben und die Aeltern, und da sie nicht im Stande waren, ihn ein Handwerk lehren zu lassen, erbot ich mich, ihn einem ge=schickten Schreiner in die Lehre zu geben. Es geschah, der Knabe besserte sich, und ist nun ein ehrlicher Mann, ein geschickter Meister und ein wohlhabender Bürger."

„Du, lieber Christian," sprach der Vater, „Du hast wahrhaft edelmüthig, ja großmüthig gehandelt.

Die Liebe zu allen unsern Mitmenschen ist die Haupttugend der Christen, ja der Inbegriff aller Tugenden; aber dem Beleidiger zu verzeihen, Böses mit Gutem zu vergelten — diese schwere Pflicht ist die Krone der christlichen Liebe. Du bist ein sehr edler Mensch; Dir gebührt der Ring!“

Die kleine Kindergesellschaft wurde nach und nach immer zahlreicher. Die zwei kleinern Kinder des Hausherrn, ein Knabe und ein Mädchen, kamen nun auch herauf.

Ein Buchbinder, der in der Nachbarschaft wohnte, brachte einige sehr schön gebundene Bücher, welche ihm die Frau in Arbeit gegeben hatte. Er sah die Frau und Pauline in dem Kreise fröhlicher Kinder. Seine Ehegattin war schon lange krank, er aber mußte den ganzen Tag in der Werkstätte arbeiten. Er bat daher, seine zwei Knäblein unter die Zahl dieser glücklichen Kinder aufzunehmen. Die Frau gab es gerne zu.

Dem Hause gegenüber wohnte ein trefflicher Maler. Seine Ehegattin war in dem schönsten

Blüthenalter des Lebens gestorben, und hatte ihm zwei Kinder, zwei liebliche Mädchen, zurückgelassen. Seine Mutter besorgte ihm das Hauswesen, das ihr so viel zu thun gab, daß sie ihren Enkeln die gehörige Aufmerksamkeit nicht schenken konnte; auch war sie dazu bereits zu alt. Ueberdieß sollte der Maler eine entfernte Kirche ausmalen, von wo er nur am Sonntage nach Hause kommen konnte. Eines Tages kam Frau von Grünthal zu ihm

herüber, ein Gemälde zu sehen, das er eben vollendet hatte. Sie bewunderte seine Kunst, und

unterhielt sich noch einige Zeit mit seinen zwei artigen Kindern. Der Maler bat, die edle Kinderfreundin wolle gütig erlauben, daß er seine zwei Mädchen auf eine oder zwei Stündchen des Tags hinüberschicken dürfe. „Nicht nur das," sagte die Frau, „sie können alle Morgen kommen und erst am Abende wieder zurückkehren."

Noch von andern Aeltern wurden ähnliche Bitten an sie gestellt, und alle wurden gewährt.

So kam denn in dem geräumigen Zimmer ein hübsches Häufchen von mehr als einem Dutzend Kinderchen zusammen. Die Frau sann Anfangs bloß darauf, die Kinder angenehm zu unterhalten. Die gewöhnlichen Kinderspiele, wobei die Kinder um einen Tisch sitzen konnten, wurden gemacht. Es wurden Kartenhäuser gebaut, oder die etwas gebogenen Karten in Reihen gestellt, so daß, wenn man die erste anstieß, alle um den ganzen Tisch herum umstürzten. Die Frau brachte ein Körbchen voll farbiger Bohnen. Die Kinder legten auf dem Tische die Bohnen in Zeilen oder Kreise und bildeten allerlei Figuren — Dreiecke,

Vierecke, einen Stern, ein Herz, ein Kreuz und dergleichen. Dann wurde wieder ein Spiel gemacht, bei dem mehr Bewegung war; — außer den bekannten Spielen, blinde Maus oder dem Ortwechseln, machte ihnen besonders das Suchen der Stecknadel viel Vergnügen. Ein Kind mußte hinausgehen vor die Thüre; dann wurde eine Stecknadel irgendwo versteckt. Pauline setzte sich an das Klavier und spielte — und das Kind mußte nun die Nadel suchen. Wenn das Kind dem Orte, wo die Nadel steckte, näher kam, spielte Pauline stärker; wenn es sich davon entfernte, spielte sie wieder schwächer, bis die Nadel zur großen Freude aller Kinder gefunden war.

Die Frau schaffte mehrere Spielwaaren für Kinder an; für die Knaben kleine Häuser und eine Menge Baustücke, Säulen und andere Zierathen zu Kirchen und Palästen, Alles zierlich von Holz geschnitten und hübsch bemalt; auch einige Bäume mit kleinen Gestellen, auf denen man sie aufrecht hinstellen konnte. Für die Mädchen kaufte sie winzig kleine Küchengeschirre aller Art

und alle Geräthschaften, die man in der Küche nothwendig hat, nebst kleinen Tellern und Schüsseln von Zinn und Tassen von Steingut. Die Knaben setzten sich an einen Tisch nächst dem Fenster, und es wurden Häuser, ja ganze Städte gebaut, von grünen Bäumen umgeben.

Die Mädchen stellten an der andern Seite des Zimmers eine Küche auf. Pauline gab ihnen gelbe und gesottene rothe Rüben. Die Kinder zerschnitten sie in Scheibchen. Das weiße Semmelbrod rieben sie an den kleinen Reibeisen, stießen in dem kleinen Mörser etwas Zucker, vermischten Reibmehl und Zucker, feuchteten es etwas an, und drückten es in die kleinen Tortenmödel. Alle die zarten Händchen waren emsig beschäftigt, und die kleinen Mäulchen standen dabei keinen Augenblick still.

Nachdem die Knaben ihre Stadt fertig hatten, riefen sie den Mädchen, die sogleich kamen, die Bauwerke lobten, und dann die geschickten Bauleute zur Tafel einluden, die sich's auch wohl schmecken ließen, und die Kunst der Köchinen bewunderten.

„Diese Spiele," sprach die Frau, „sind für Kinder so wichtig, als ernste Geschäfte für Erwachsene; ja sie sind Vorübungen darauf."

Nun wurden kleine Arbeiten vorgenommen; Pauline lehrte die Kinder aus farbigen Papierstreifchen allerlei artige bunte Geflechte machen; diese Arbeiten gelangen sehr schön, und man mußte sich wundern, daß Kinder so etwas zu Stande bringen konnten. Hierauf, nachdem Aug' und Hand der Kinder mehr geübt waren, lehrte Pauline die Mädchen das Stricken, und die Mutter die Knaben aus farbigen Fäden bunte Schnüre klöppeln.

Pauline spielte auf dem Klaviere, und sang dazu. „Lehre auch die Kinder ein oder das andere artige Kinderliedchen!" sagte die Mutter. Pauline sang ihnen mehrmal eines vor, und einige der Kinder lernten bald, es recht hübsch nachsingen. Diese fröhlichen Liedchen machten die Kinder noch fröhlicher. Pauline ließ die Kinder auch kleine Denkreime auswendig lernen. Es gehörten immer nur zwei Zeilen zusammen, und jede Zeile hatte nur wenig Worte. Pauline stellte die Kinder in

einen Kreis. Die Kinder mußten, im Kreise herum stehend, zuerst nur ein Wort, dann zwei

Worte, und zuletzt eine Zeile, und dann auch die andere nachsagen. So lernten die Kinder nach und nach mit leichter Mühe ein Dutzend schöne Sprüche.

Paulinens Mutter hielt sehr auf Reinlichkeit, Ordnung und Gehorsam. Die Fehler wurden bestraft; die Kinder mußten in einen Winkel stehen, oder sich auf einige Zeit entfernen; die größte Strafe war schon die Drohung, sie dürften

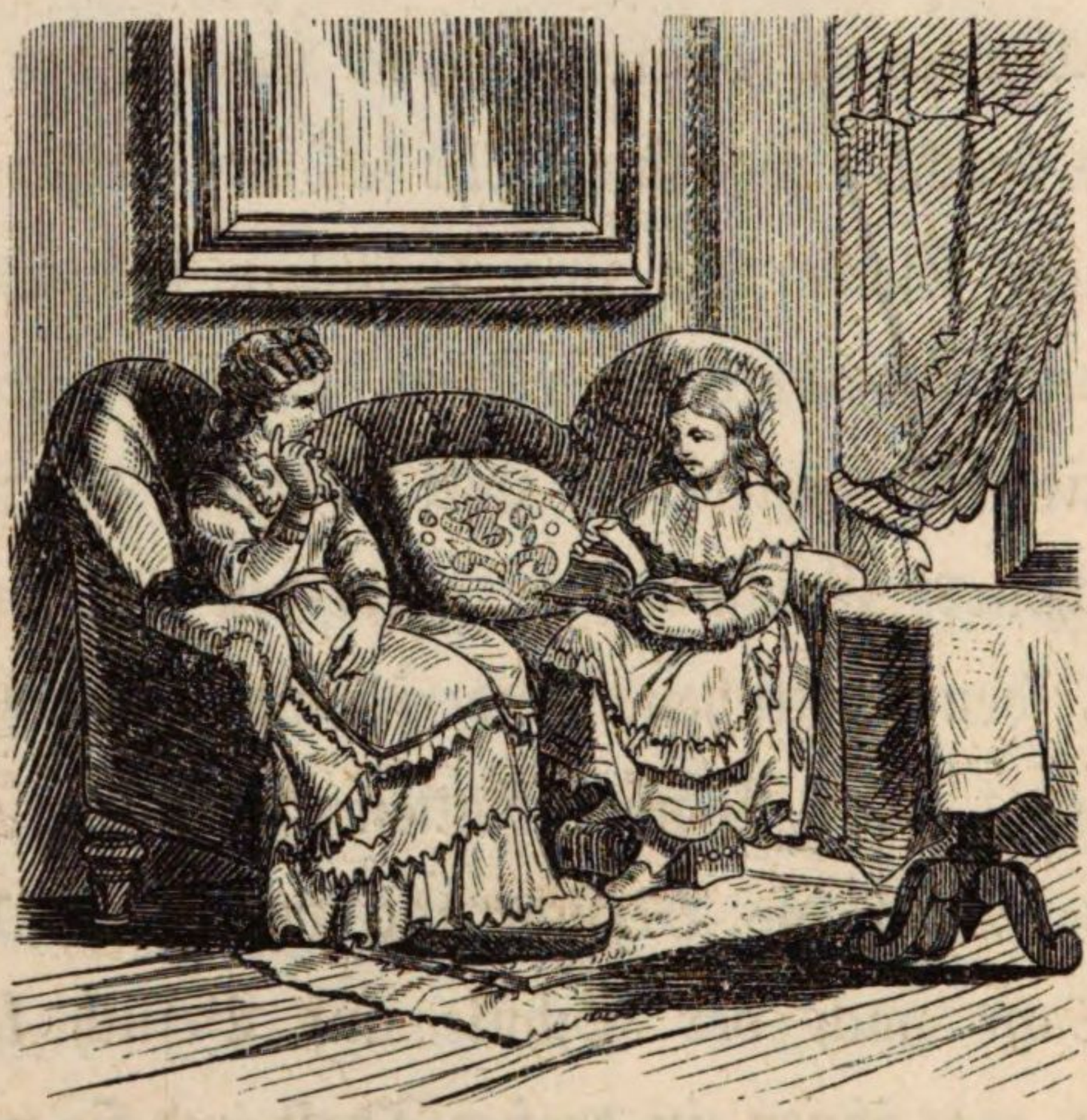
gar nicht mehr kommen. Die fleißigen und folgsamen Kinder bekamen jedesmal einen Apfel, oder eine Birne, oder einige Pflaumen und Brod oder Kuchen dazu. Die Kinder wurden so ordentlich, folgsam, reinlich, fleißig und verständig, daß Jedermann Freude daran hatte.

Die meisten Kinder hatten nunmehr das sechste Jahr zurückgelegt, und wurden in die öffentliche Schule aufgenommen. Alle kamen, Paulinen und ihrer Mutter zu danken. Die Kinder des Kaufmanns brachten Paulinen sehr schönen weißen Atlas zu einem Kleide; die zwei Knäblein des Buchbinders ein Gebetbuch in rothen Saffian gebunden und mit Gold geziert; die zwei Mädchen des Malers ein schönes Gemälde in goldenem Rahmen — Jesus, den göttlichen Kinderfreund, von Kindern umgeben. Alle Kinder hatten Thränen in den Augen. Nur die Versicherung der Frau, daß sie alle Tage nach der Schule auf Besuch kommen dürften, war ihnen ein großer Trost und sie nahmen, noch Thränen in den Augen, lächelnd Abschied.

Zweites Kapitel.

Ein unverhoffter erfreuender und betrübender Besuch.

Eines Morgens, an einem Sonntage nach dem Gottesdienste, saß Pauline bei ihrer Mutter



auf dem Kanapee, und las ihr aus einem Andachtsbuche vor. Beide trugen schwarze Trauerkleider,

weil seit dem Tode des geliebten Vaters noch kein Jahr verflossen war.

Da kam eilig die Magd herein und sagte: „Es ist eine vornehme Frau draußen, die Eure Gnaden sprechen möchte; doch da ist sie schon!“ Frau von Grünthal stand auf, und rief voll Erstaunen: „Je, liebste Freundin Amalia! Du bist es! O welche Freude!“

Sie fing aber sogleich an, schmerzlich zu weinen. „Nicht wahr,“ sagte sie, „ich habe, seit wir uns das letzte Mal sahen, einen großen Jammer erlebt! Ach, mein Gemahl, der Oberst! — Du weißt es ja, was für einen unersetzlichen Verlust ich erlitten habe.“ Sie sank ihrer Freundin in die Arme und sagte: „O welch' ein Trost ist es für mich, meinen Schmerz an dem Herzen einer treuen Freundin ausweinen zu können!“

Die treue Freundin Amalia von Eichburg brach in Thränen aus und sprach: „Mich führt ein ähnlicher Jammer hieher. Mein lieber Mann, der Rittmeister, ist in diesem unseligen Kriege auch

schwer verwundet worden. Seine Wunden sind zwar in so fern geheilt, daß er, wiewohl mit vielen Beschwerden, in einem wohl verwahrten Wagen die Reise hieher machen konnte. Gestern Abends sehr spät sind wir in dem Gasthofe zur Sonne angekommen. Mein Mann hat zu dem Stadtarzte dahier, den er schon seit vielen Jahren kennt, ein ganz vorzügliches Vertrauen, und will sich von ihm kuriren lassen. Ich reiste um so lieber, und mit großem Troste hieher, weil du dich hier befindest! Wir wollen das Kreuz, das Gott Jeder von uns Beiden aufgelegt hat, einander tragen helfen."

Frau von Grünthal bezeigte ihrer geliebten Freundin ihre Theilnahme, und begleitete sie in den Gasthof. Der Rittmeister lag im Bette, und der Arzt saß bei ihm. „Nun, was sagen Sie, liebster Herr Doktor!" sprach Frau von Eichburg, „dürfen wir hoffen?"

„Alles Gute," sagte der Arzt; „nur wird es Zeit brauchen!"

„O wenn mein lieber Mann nur wieder hergestellt wird," sprach sie, „dann bin ich schon getrost, und werde mein Leben lang Gott dafür danken. Thun Sie Ihr Bestes, und Gott wolle Seinen Segen dazu geben!"

Der Arzt empfahl sich, und die zwei Frauen setzten sich an's Bett und beriethen mit dem Rittmeister, wie er in der Stadt am besten könne untergebracht werden.

Frau von Grünthal sagte, daß in dem Hause, in dem sie zur Miethe wohne, noch drei sehr schöne, bequeme Zimmer des nämlichen Stockes zu vermiethen seien. „O, das fügt sich ja über alle Erwartung gut," sprach Frau von Eichburg. „Ich ziehe sogleich dahin. Wir wohnen dann zusammen, und wenn es dir so recht ist, so speisen wir, wie in unsern frühern glücklichen Zeiten, auch zusammen an Einem Tische."

Sogleich am folgenden Tage wurde der Rittmeister dahin gebracht, und er und seine Gemahlin waren sehr erfreut, daß die vollständig eingerichteten

und mit Allem, was zur Bequemlichkeit diente, wohl versehenen Zimmer an die Zimmer der Frau von Grünthal stießen, und damit nur Eine Wohnung ausmachten. Auch die beiden Freundinen waren Ein Herz und Eine Seele.

Frau von Eichburg und ihr Gemahl, die keine Kinder hatten, gewannen Pauline so lieb, als wäre sie deren eigene Tochter. Das gute Kind verdiente es aber auch; sie war so fromm, so fleißig, so dienstfertig, so bescheiden und dabei so verständig und lebhaft, daß Jedermann Freude an ihr hatte, und ihrer Mutter zu der hoffnungsvollen Tochter Glück wünschte.

Pauline hatte besonders mit dem Rittmeister, der oft von großen Schmerzen gequält wurde, das zärtlichste Mitleid. Sie erwies ihm unzählige kleine Dienste. Sie brachte ihm jeden Morgen den Kaffee vor das Bett, schenkte ihm ein, und las ihm, während er trank, aus der Zeitung vor. Wenn gute Nachrichten darin standen, die den Rittmeister freuten, und besonders, wenn sein

Regiment gerühmt wurde, so setzte sie sich an das Klavier und spielte seinen Leibmarsch.

Der Rittmeister hatte Anfangs beständig das Bett hüten müssen. Nach und nach ging es aber besser mit ihm; er konnte bereits mehrere Stunden des Tags auf sein, und an einer Krücke in den Zimmern umher gehen. Der Arzt rieth ihm, eine entfernte Heilquelle zu gebrauchen, und versicherte, dieses heilsame Wasser werde seine Heilung vollenden. Seine Frau machte Anstalten, dahin zu reisen. Paulinens Mutter war darüber sehr betrübt, so gute Freunde auf eine Zeit zu verlieren; indeß rieth sie selbst dringend zur Reise, weil sie

Nichts sehnlicher wünschte, als den edlen Rittmeister bald wieder hergestellt zu sehen.

Am Abende vor der Reise redeten Alle bei dem Abschiedsmahle noch recht vertraulich mit einander, und machten allerlei Entwürfe und Lebenspläne für die Zukunft. Der Rittmeister war voll der freudigsten Hoffnung, bald wieder zu Pferde zu sitzen, und für sein Vaterland kämpfen zu können. Er brachte seine gewöhnliche Gesundheit aus: „Alle tapfern Krieger sollen leben!“

Frau von Grünthal sagte, sie sei gesonnen, ihre Tochter in eine Anstalt zu bringen, in der die Erziehung zur Religion und Tugend mit dem Unterrichte in nützlichen Kenntnissen und allen weiblichen Arbeiten auf das Schönste vereinigt sind. „Weil diese Institute aus England herstammen,“ sagte sie, „so nennt man die Lehrerinen, wie bekannt, Englische Fräulein.“ Frau von Eichburg sprach: „Und ich werde, sobald ich von dem Gesundbrunnen zurück komme, mich auf unser Schloß Eichburg begeben. Ich finde es sehr nöthig,

mich dort wieder einmal selbst nach unsrer weitläufigen Landwirthschaft umzusehen. Dort ist es auch wohlfeiler zu leben; was wir hier theuer bezahlen müssen, Wohnung, Holz und mancherlei Lebensmittel, haben wir dort beinahe umsonst. Auch sehne ich mich sehr darnach, die guten Landleute, die uns von Herzen ergeben sind, wieder zu sehen, und ihnen, wie das unsre Pflicht ist, manches Gute zu erweisen."

„Wir," sagte Frau von Grünthal, „haben keine Güter. Ich werde, wenn Du und Dein Mann und Pauline fort sind, dahier ein sehr einsames trauriges Leben führen."

„Ei, was fällt Dir ein!" rief ihre Freundin Amalia; „Du mußt mit nach Eichburg ziehen. Dort wollen wir recht vergnügt zusammen leben, bis mein Mann aus dem Kriege, und Deine Tochter aus dem Kloster zurück kommt — und wir dann, will's Gott, alle Vier, die wir hier am Tische sitzen, wieder vereiniget werden. Darauf mußt Du mir Deine Hand geben!"

Frau von Grünthal bot, von dieser treuen Freundschaft tief gerührt, ihr mit Thränen in den Augen die Hand.

Am andern Morgen nahmen Alle den zärtlichsten Abschied von einander. Die beiden Frauen und das Fräulein vergoßen reichliche Zähren; auch dem Rittmeister standen Thränen in den Augen, die er aber zu verbergen suchte. „Kinderchen, seid guten Muthes," sagte er, bevor er in den Wagen stieg, „ich denke, der liebe Gott wird uns bald wieder fröhlich zusammen führen." Seine Gemahlin bot ihrer Freundin noch aus dem Wagen die Hand, und sprach: „Es bleibt bei unserer Abrede."

Allein Alles kam nun ganz anders, als es Alle sich gedacht hatten, und Frau von Grünthal sagte in der Folge deßhalb öfter: „Der Mensch denkt's, Gott lenkt's."

Der Krieg, der bisher nur entfernte Gegenden verheert hatte, nahm plötzlich eine andere Wendung. Man vernahm die sichere Nachricht, der Feind

nähere sich der Stadt. Einige Tage darnach hörte man schon den Donner der Kanonen. Frau von Grünthal fürchtete sich sehr vor dem Feinde, dem ihr Gemahl sich tapfer widersetzt hatte. Sie raffte eilig ihr bares Geld, ihre Kostbarkeiten und die nöthigsten Kleider zusammen, übergab alles Uebrige ihrem ehrlichen Hausherrn und dessen trefflicher Hausfrau, und ließ eine Kutsche bestellen, um mit ihrer Tochter die Flucht zu ergreifen. Pauline war sehr bestürzt, nahm von ihren Lehrern in der Religion, Musik und französischen Sprache, von ihren Mitschülerinen und ihren eigenen kleinen Schülerinen und von ihren guten Hausleuten Abschied, und weinte sich die Augen roth.

Pauline war mit ihrer Mutter bereits eine Meile weit gefahren, und noch immer war sie sehr traurig. Allein nach und nach wurde sie wieder heiter. Sie war sonst wenig vor das Thor der Stadt gekommen. Jetzt kam sie durch so angenehme Gegenden, dergleichen sie gar noch nie gesehen hatte. Eine war immer schöner als die andere. Es war ein herrlicher Herbsttag.

Die Sonne schien ungemein lieblich und mild. Bald rechts, bald links an der Straße lagen freundliche Dörflein, von grünen Wiesen umgeben, von denen das Grummet bereits heimgebracht war, auf denen aber nun Heerden von Kühen weideten. In den schönen großen Baumgärten nahmen die Landleute die purpurrothen Aepfel von den Bäumen oder schüttelten die zahllosen gelben Birnen und blauen Pflaumen herab; andere brachten aus ihren Feldgärten allerlei Gemüse herein. Weiterhin erblickte Pauline, das erste Mal in ihrem Leben, Weinberge, in denen die Trauben bereits reiften; in den entfernteren waldigen Bergen prangten viele Bäume noch mit schönem grünem Laub, andere aber hatte der Herbst bereits bunt gefärbt. Pauline war ganz entzückt; wohl hundertmal wiederholte sie den Reim:

„O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein;
Ich will, so lang ich leben werde,
Mich Gottes schöner Erde freu'n."

Drittes Kapitel.

Ein Ueberfall von Räubern.

Am vierten Tag führte die Straße durch einen großen Wald, der wegen Räubern, die sich darin aufhielten, sehr verrufen war. Frau von Grünthal schloß sich an eine Reihe von Kutschen an, worin sich lauter Flüchtende befanden, die bewaffnet waren. Sie hatte also Nichts zu fürchten. Allein unglücklicher Weise brach auf dem rauhen, holperigen Wege die Achse der Kutsche. Mit Mühe erreichte der Kutscher ein kleines Dorf an der Straße, in dem sich ein Wagner und ein Schmied befanden. Die übrigen Reisenden wollten nicht so lange warten, bis eine neue Achse eingefügt würde; sie fuhren weiter. In der That brauchte es sehr lange, bis die Kutsche, die sonst noch Schaden gelitten, ausgebessert war. Frau von Grünthal ging vor der Schmiede auf und ab,

und überlegte, ob sie nicht in dem Dorfe übernachten sollte. Da kam plötzlich ein fremder Mann mit einem vollgepackten Sacke auf dem Rücken in das Dorf gelaufen und rief: „Die Feinde folgen mir auf dem Fuße nach. Sie sind sehr grausam und habsüchtig; sie nehmen den Leuten Alles. Ich rettete von meinen Habseligkeiten, was sich in der Eile retten ließ. Gnade Gott Dem, der unter ihre Hände fällt — besonders den Frauenzimmern."

Frau von Grünthal befahl, sogleich anzuspannen. Der Kutscher hoffte, bevor es ganz Nacht würde, das nächste Städtchen noch zu erreichen. Allein die Straße wurde immer schlechter, der Wald immer düsterer und dunkler. Die Sonne neigte sich zum Untergange; die hohen Tannen warfen bereits tiefe, schwarze Schatten über die Straße. Der Frau von Grünthal war es nicht mehr wohl zu Muth.

Als sie abermal einen waldigen Berg hinauffahren wollte, sah sie mit einem Male einen Menschen mit schwarzgelbem Gesichte am Wege stehen, der einem Zigeuner glich, und ihr sehr

verdächtig vorkam. Der Mensch näherte sich der Kutsche, und schaute mit spähenden Blicken hinein. „Was wollt Ihr von uns?“ sprach Frau von Grünthal bestürzt.

„Nichts,“ sagte der Kerl mit rauher Stimme; „ich will Eurer Gnaden blos einen guten Abend wünschen, und unterthänigst anfragen, ob Sie keinen Bedienten brauchen.“

Frau von Grünthal lehnte das unerwartete Anerbieten sehr höflich ab, und er entfernte sich. Allein sogleich darauf hörte man aus dem Gebüsche, in das er sich begeben hatte, ein gellendes, durchdringendes Pfeifen.

„Das ist gefährlich,“ sagte der Kutscher, „er gibt seinen Spießgesellen ein Zeichen. Gebe Gott, daß wir ihnen entrinnen.“

Er trieb seine Pferde an, und fuhr so schnell, als es Bergauf nur immer möglich war. Allein ehe sie die Höhe des Berges ganz erreichten, rief plötzlich eine furchtbare Stimme: „Halt!“ Zwei Räuber in Bauernkitteln mit berußten Gesichtern, und mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, kamen

aus dem Walde hervor. Frau von Grünthal rang die Hände und rief: „Gott sei uns gnädig!“ Pauline fing an zu schreien und zu weinen, und schmiegte sich zitternd und bebend an ihre Mutter. Der Kutscher hieb aus allen Kräften auf die Pferde, um den Räubern zu entkommen. Die Straße wandte sich oben um eine Ecke des Waldes, wo es wieder stark bergab ging. Ein Schuß traf den Kutscher in den Arm, mit dem er die Geißel schwang. Die Pferde wurden scheu, und sprangen im gestreckten Galopp den Berg hinab. Zu einer Seite der Straße war ein Abhang. Die Kutsche stürzte hinunter, daß die Räder nach oben gekehrt waren; die Pferde standen plötzlich still. Frau von Grünthal war sehr hart aufgefallen, blutete am Kopfe und gab fast kein Zeichen des Lebens von sich. Pauline war unversehrt geblieben, aber vor Schrecken außer sich. Der Kutscher nahm, als er die Räuber mit geschwungenen Säbeln den Hügel herab springen sah, die Flucht. Die Räuber schnitten die Koffer ab, nahmen, was sie sonst in der Kutsche fanden, und machten sich, ohne auf das jammernde Kind und

die unglückliche Mutter im Geringsten zu achten, aus dem Staube.

Pauline kniete bei ihrer Mutter nieder, wischte ihr unter heißen Thränen das Blut von der Stirne, und rief schmerzlich: „Mutter, liebste Mutter! Ach, so rede doch! Hörst Du mich denn nicht mehr? O sie ist todt! Ist denn keine Hilfe mehr? Ach, vielleicht wäre sie doch noch zu retten! Ach, wenn doch nur Jemand käme! Aber weit und breit ist kein Mensch zu sehen!“

Sie erblickte in der Ferne einen Kirchthurm, dessen rothes Ziegeldach, von der Abendsonne erhellt, aus einem waldigen Berge voll dunkler Tannen hervorragte. Sie eilte aus allen Kräften dahin, um Leute zu Hilfe zu rufen. Sie glaubte, das Dorf sei kaum eine halbe Stunde weit entfernt. Allein es war beinahe noch einmal so weit dahin. Gebüsche hinderten sie, umher zu sehen; sie verirrte sich in dem dicken, unwegsamen Walde. Sie wollte nun wieder zu ihrer Mutter zurückkehren. Allein sie fand keinen Ausweg mehr. Ihr Rufen um Hilfe war vergebens. Indeß wurde es in dem Walde immer dunkler. Es fing an zu regnen. Sie war vor Schrecken über den Raubanfall und den Umsturz der Kutsche, von Jammer um ihre Mutter, von Frost und Furcht wegen der einbrechenden Nacht ganz erschöpft. Sie sank in dem dornigen Gebüsche zur Erde, und konnte kaum mehr die Worte hervorbringen: „O Gott, wenn ich auch hier umkommen sollte, so erbarme Dich doch meiner Mutter!“

Viertes Kapitel.

Gebet und Erhörung.

Nachdem Pauline sich ein klein wenig erholt hatte, raffte sie sich wieder auf, um weiter zu gehen, obwohl sie nicht wußte, wohin. Sie fand jedoch einen schmalen, wenig betretenen Fußweg. Das dichte, wild verwachsene Gebüsch wurde lichter. Sie kam in ein enges Waldthal, in das der glühendrothe Abendhimmel hell herein strahlte. Allein schwere, schwarze Regenwolken hingen über ihr. Ein heftiger Platzregen rauschte nieder. Sie erblickte in einiger Entfernung einen großen, alten Eichbaum; sie begab sich unter den Baum, nicht so fast um unterzustehen, als weil sie doch nicht mehr weiter zu gehen vermochte. Zitternd vor Näsſe und Frost kniete sie unter dem Baume nieder, erhob ihre Hände zum Himmel,

und betete mit schwacher, leiser Stimme, und mehr im Herzen als mit den Lippen unter tausend Thränen: „O lieber, lieber Vater im Himmel! Du hast doch alle Menschen so lieb! Du siehst und höreſt uns überall. Du sieheſt und höreſt auch mich hier in diesem einsamen, fürchterlichen Walde, wo ich von aller Welt verlassen zu Dir flehe. Ach erhöre mein Flehen! Ich weiß meine Mutter nicht mehr zu finden. Ich verließ sie in Todesgefahr. Wenn sie noch lebt, so mache Du sie wieder gesund! Ach — wenn sie todt sein sollte — ach dann habe ich Niemanden mehr, als Dich!“

Sie schwieg eine Weile, und weinte und schluchzte bitterlich. Dann rief sie wieder mit einem tiefen Seufzer laut aus: „Ach erbarme Dich meiner, und hilf mir doch, lieber guter Gott!“

Da hörte sie eine Stimme von Oben, die ihr zurief: „Sei getrost, liebes Kind! Dir soll geholfen werden!“

Pauline blickte empor — sie sah aber Niemanden. Da fiel sie vor Erstaunen und Schrecken auf ihr Angesicht nieder, denn sie meinte, die Stimme komme vom Himmel.

Allein jetzt stieg ein Mann in ländlicher Kleidung vom Baume herab. Pauline erschrack auf's Neue; allein der Mann sagte zu ihr:

„Fürchte Dich nicht, liebes Kind! am wenigsten vor mir. Auch ist es nicht so, wie es Dir viel-

leicht vorkam. Die Stimme, die Du hörteſt, kam nicht vom Himmel. Indeß iſt es doch eine Schickung Gottes, daß ich mich gerade auf dem Baume befand, unter dem Du beteteſt. Ich bin zwar nur ein armer, geringer Mann; aber ich denke dennoch, der liebe Gott will Dir durch mich helfen. Und was immer in meinen Kräften ſteht, will ich getreulich für Dich thun."

Der Mann hieß Stephan, und war aus dem nächſten Dörflein. Er war ein Strohflechter, und flocht Bienenkörbe und allerlei Decken, beſonders aber wußte er recht dichte, feſte Strohdächer zu machen, mit dergleichen die meiſten Häuſer der Gegend gedeckt waren. Nebenbei ſammelte er auf Eichen und Birken Baumſchwämme, woraus er ſehr guten Zunder zu bereiten wußte. Eben heute hatte er, nebſt einem Sack voll abgefallener Eicheln, viele Baumſchwämme geſammelt. Auf dem Eichbaume, von dem er eben herabgeſtiegen war, hatte er ſchon vor einigen Tagen mehrere Schwämme bemerkt, die aber erſt jetzt vollkommen reif und brauchbar

waren; und er hatte sie, bevor es vollends Nacht wurde, noch mitnehmen wollen.

Stephan betrachtete das arme Kind mit dem größten Mitleid. Ihr feines, weißes Kleidchen war vom Regen ganz durchnäßt; ihr leichtes, grünes Taffethütchen tröpfelte vom Regen, und ihre Haare hingen ganz durchnäßt auf die Schultern herab. Ihre weißen, seidenen Schühlein waren von Dornen und scharfen Steinen zerrissen, und mit Blutstropfen bespritzt, denn ihre Füße waren auf den rauhen Wegen wund geworden, was sie in ihrer Angst selbst noch nicht bemerkt hatte.

Dem guten Manne kamen die Zähren in die Augen, und er jammerte sehr. Er fragte, durch welchen Unfall Pauline sich im Walde verirrt habe.

Sie erzählte das Unglück, das ihr und ihrer Mutter begegnet war. „Ach," rief sie, „auf's Neue schmerzlich weinend, „kommt doch meiner armen Mutter zu Hilfe! Führt mich aus diesem Walde hinaus auf die Landstraße; sehet, ob meine liebe

Mutter nicht zu retten ist! Ach, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen."

Der Mann sah die Todesangst des guten Kindes, und sprach gerührt: „Ja, liebes Kind! Ich will augenblicklich dahin eilen." Er fragte, an welcher Stelle der Straße das Unglück sich zugetragen habe. Sie beschrieb die Gegend, und sagte unter Anderm, daß unten an einem waldigen Berge eine kleine steinerne Brücke sei, auf der die Bildsäule eines Heiligen stehe.

„Nun weiß ich den Platz genau," sprach der Mann; „allein bis dahin ist sehr weit. Du kannst mit deinen wunden Füßlein unmöglich mehr so weit gehen. Was ist doch zu machen?" Er blickte umher. Nicht weit von ihm stand sein großer Tragkorb, dergleichen die Landleute auf dem Rücken zu tragen pflegen. In dem Korbe befanden sich die gesammelten Baumschwämme. Der Mann sagte: „Man muß sich helfen, wie man kann. In diesem Korbe ist Raum genug für Dich; ich will Dich darin auf meinem Rücken weiter tragen."

Pauline nahm Anstand, sich in den Korb setzen zu lassen. Aber der Mann rief: „Ei was! Noth bricht Eisen. Sogar der heilige Apostel Paulus ließ sich in einem Korbe vor seinen Feinden flüchten. Du wirst nicht besser sein wollen, als er.“ Als Pauline noch immer zögerte und unentschlossen dastand, sagte der Mann: „Du bist ganz durchnäßt und halb erfroren. Dergleichen scheinest Du nicht gewohnt. Es könnte Dir das Leben kosten! Du mußt Dich erst bei mir zu Hause trocknen und wärmen; dann wollen wir weiter sehen.“

„O nein, nein,“ rief Pauline, „bringt mich sogleich geraden Wegs zu meiner Mutter!“

„Nun, nun,“ sagte der Mann, „der Weg führt fast an meiner Hausthüre vorbei. Wir müssen dort ein wenig einkehren, und eine Laterne mitnehmen. Denn bis wir auf die Landstraße kommen, wird es stockfinstere Nacht, und da könnten wir ohne Licht Deiner Mutter wenig Hilfe leisten.“

Pauline gab sich zufrieden. Der Mann leerte den Korb voll Schwämme in dem nahen Gebüsche aus, um sie dort zu verbergen. Eben so machte er es mit einem Sacke voll Eicheln, der neben dem Korbe lag. Unter dem Sacke hatte er einen alten, wollenen Mantel verwahrt, damit er nicht naß werde. In diesen Mantel wickelte er nun das Fräulein, und hob sie in den Korb. Den leeren Sack breitete er oben über den Korb, damit es nicht hineinregne. Hierauf lud er den Korb auf seinen Rücken, nahm seinen Knotenstock in die Faust, und ging in großen Schritten seiner Heimath zu.

Fünftes Kapitel.

Mitleidige Landleute.

Stephan's Wohnort war ein kleines Dorf im Gebirge; die wenigen Häuser waren alle mit Stroh bedeckt. Von dem großen Eichbaume war noch etwa eine halbe Stunde dahin. Der Weg kam aber Paulinen viel länger vor, als eine Stunde; sie sehnte sich sehr, recht bald dort anzulangen. Da der dichte, wollene Mantel sie erwärmte, und sie sich etwas besser fühlte, so richtete sie sich in dem Tragkorbe öfter auf, und schaute ängstlich vorwärts, ob die Wohnung des guten Mannes noch nicht bald komme. Es war nicht mehr gar weit, allein bereits so dunkel, daß Pauline von den niedrigen Hütten im Walde Nichts mehr sehen konnte. Indeß schimmerte ihr aus den Fenstern hie und da ein Lichtlein entgegen, worüber sie getrösteter ward.

Stephan erreichte endlich sein Haus, und trat mit dem Korbe auf dem Rücken in die Stube, die von einem kleinen Oellichte sparsam erhellt war. Seine zwei Kinder, Jakob und Marie, sprangen auf und ihm entgegen. „Vater," riefen sie, „hast Du uns keine Haselnüsse oder Dornschlehen aus dem Walde mitgebracht?"

„Ich bringe Euch," sprach er, „da in meinem Korbe ein armes verirrtes Lämmlein, das ich im Walde gefunden habe."

Die Kinder waren sehr neugierig, das Lämmchen zu sehen. Der Vater stellte den Tragkorb

auf den Boden. Anna, die Mutter, schürte die kleine Lampe, und leuchtete ihm. Alle waren höchst erstaunt, als er, anstatt eines Lämmchens, das zarte liebliche Fräulein aus dem Korbe hob.

„Ach, das liebe, holdselige Kind!“ rief die Mutter, „wo hast Du es gefunden, mein lieber Stephan?“

Die kleine Marie betrachtete die Kleidung des Fräuleins, dergleichen sie in dem abgelegenen Dörflein noch nie gesehen hatte. Der kleine Jakob aber sagte: „Das ist wohl gar eine von den bezauberten Prinzessinen, von denen uns die Nachbarin erzählt hat?“

Der Vater erzählte die Geschichte des unglücklichen Fräuleins und ihrer Mutter. Jakob schmähte über die Räuber, Marie weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Die mitleidige Hausfrau rang die Hände, und jammerte. Der Vater aber sagte: „Winseln taugt zu Nichts, Helfen ist besser. Gib dem guten Kinde eine warme Suppe; dann zünde die Laterne an, damit ich der armen Frau zu Hilfe eile.“ „Wenn es

nicht schon zu spät ist!“ wollte er noch hinzusetzen; er verschwieg es aber, um das Fräulein nicht noch mehr zu betrüben.

Die Hausfrau sagte: „Ich will eilig Feuer anschüren, und eine recht gute Suppe kochen.“

Allein Pauline sprach: „Ich danke Euch für Eure Güte, ich kann jetzt unmöglich essen. Ich bitte Euch, zündet sogleich die Laterne an. Und Ihr, lieber Stephan, hebt mich doch wieder in den Korb und eilet — eilet zu meiner Mutter.“

Die Hausfrau aber sagte zu Stephan: „Mit dem Korbe auf dem Rücken kannst Du, wenn Du anders den nächsten Weg nehmen willst, kaum durch den Wald kommen. Du würdest in dem dicken, dornigen Gesträuch mit dem großen Korbe überall anstoßen, oder gar stecken bleiben. Laß das liebe Kind da, und sorge zuerst für die Mutter; bringe sie dann in das nächste Dorf Hohenwald, und schicke uns dann Botschaft. Dann führe oder trage ich das Fräulein zu ihrer Mutter.“

Pauline konnte gegen diesen Vorschlag Nichts einwenden. „Nun," sagte sie mit einem Seufzer, „so will ich denn bleiben. Aber eilet doch, lieber Stephan, eilet, so sehr Ihr könnet."

Die Hausfrau sagte zu dem Knaben: „Du, Jakob, hole den Nachbar Michel! Der muß mitgehen. Du allein, mein guter Stephan, könntest der armen Frau wenig helfen. Ein Mann ist kein Mann." Der Knabe sprang fort; der Nachbar kam. Er war aber nicht so mitleidig wie Stephan und Anna; er sagte: „Das ist ein gefährliches Geschäft, da könnten wir leicht den Räubern in die Hände fallen."

Stephan sprach: „Wenn die Umstände nicht so traurig wären, so müßte ich wohl von Herzen lachen. Wir armen Leute brauchen uns nicht vor Straßenräubern zu fürchten. Dieß haben wir vor den reichen Leuten zum Besten. Auch haben wir nicht zu fürchten, daß die Räuber in unsre Wohnung einbrechen. Armuth und Mangel halten da sichere Wache."

Nachbar Michel kratzte hinter den Ohren, und sagte: „Es gibt schon noch andere Leute, die sich der unglücklichen Frau annehmen werden; warum sollten gerade wir uns bemühen?“

Allein Stephan sprach: „So wie Du, mochten jener Priester und Levit gedacht haben, die bei dem armen Manne, der unter die Räuber gefallen war, vorüber gingen. Laß uns vielmehr thun, wie der barmherzige Samariter gethan hat. Denn Jesus Christus der Herr sagt ja: Geh hin, und thue desgleichen.“

Dieß leuchtete dem Nachbar ein; er war bereit, mitzugehen. Beide Männer machten sich auf den Weg.

Pauline setzte sich auf die Bank am Ofen, weinte und betete. Anna, die Hausfrau, kochte indeß eine Suppe, und brachte sie. Allein Pauline aß auf vieles Zureden kaum einige Löffel voll davon. Anna machte ihr auf der Bank am Ofen ein Bett zurecht, und bat sie, sich ein wenig niederzulegen. Pauline aber sagte, sie könne jetzt

unmöglich schlafen. Ehe noch eine Stunde verflossen war, horchte sie schon, ob die zwei Männer noch nicht zurück kämen. Sie kniete auf die Bank am Fenster, und schaute beständig, ob sie, aus weiter Ferne her, die Laterne nicht kommen sehe, und ihr die zwei Männer nicht wenigstens gute Nachrichten von ihrer Mutter bringen würden. Sie seufzte wohl hundertmal: „O Gott, gib Du, daß sie meine Mutter finden und retten!“

Sie brachte die ganze Nacht an dem Fenster zu, indem sie — weinte und betete. Erst gegen Morgen legte sie, von Schlaf und Müdigkeit überwältigt, sich angekleidet auf das bereitete Bett. Sie schlief aber sehr unruhig, weinte im Traume, und rief mehrmalen: „O Mutter, liebste Mutter! — Ihr Räuber, Ihr Mörder, hinweg, o hinweg mit Euch! O hilf, hilf, lieber Gott!“

Sechstes Kapitel.

Der ehrliche Kutscher.

Die zwei Männer, Stephan und Michel, hatten indessen die Straße erreicht. „Da ist der Platz!“ sagte Stephan zu seinem Gefährten. „Siehst du, da ist einiges Heu umher gestreut, und da sind einige leere Papiere.“ Er zündete mit der Laterne umher. „Da,“ sagte er, „liegt ein Splitter von der gelblackirten Kutsche! Da liegen eine Menge Glasscherben von dem zerbrochenen Kutschenfenster! Und hier — ach Du mein Gott! — ist das Gras mit Blutstropfen benetzt! Gott erbarme sich der unglücklichen Frau! Doch, da wir sie nicht mehr hier finden, so haben — will's Gott! mitleidige Menschen sich ihrer angenommen, und sie in Sicherheit gebracht!“

„Ei sieh!“ rief Nachbar Michel, „da liegt eine Tabackspfeife. Die will ich zu mir stecken; so habe ich den Gang nicht ganz umsonst gemacht!“

Stephan sprach: „Die Pfeife hat sicher der Kutscher verloren. Gib sie her; ich werde sie ihm wieder zurückstellen.“

„Meinethalben,“ sagte Michel; „da hast Du sie. Da aber hier für uns nun Nichts mehr zu finden ist, so wollen wir uns auf den Weg nach Hause machen.“

Stephan sprach: „Man muß Nichts halb thun; was man angefangen hat, muß man aus-

machen. An den Kutschengeleisen hier auf dem Boden siehst Du, daß die umgestürzte Kutsche wieder aufgerichtet und in die Stadt geführt wurde. Wahrscheinlich ist der Kutscher, den die Räuber verscheucht hatten, zurück gekommen, hat die unglückliche Frau wieder aufgeladen, und sie in die Stadt gefahren. Wir müssen uns in der Stadt näher nach ihr erkundigen, um der Mutter Nachricht von ihrer Tochter, und dann der Tochter von ihrer Mutter zu bringen. Wahrscheinlich finden wir die Mutter dort."

Nachbar Michel zeigte wenig Lust, mitzugehen. Er besann sich eine Weile. Auf einmal sagte er aber: „Nun wohl, ich gehe mit. Für die guten Nachrichten, die wir der Frau von ihrem Fräulein Tochter bringen, bekommen wir gewiß ein gutes Trinkgeld, wenn die Räuber ihr je noch so viel Geld gelassen haben!"

Stephan sagte: „Wenn sie auch keinen Heller mehr hätte, so würde ich den Gang doch machen! Es ist Christenpflicht, Bedrängte in ihrer Betrübniß zu trösten, und ihnen zu helfen, so gut man kann."

Die beiden Männer kamen in der Stadt, oder vielmehr in dem kleinen, aber sehr artigen Landstädtchen, in dunkler Nacht an. Stephan wollte sich zuerst in dem Gasthofe zur goldenen Rose, wo die meisten Reisenden einkehrten, nach dem verunglückten Kutscher erkundigen. Alle Fenster waren beleuchtet. Als er in das Haus trat, erblickte er unten an der Stiege den Wirth, der eine Serviette vorgesteckt hatte, und in der einen Hand eine flache Schüssel mit einem Braten, und in der andern ein Paar Weinflaschen trug.

Stephan fragte nach dem Kutscher. „Der ist allerdings mit blutendem Arme hier angekommen," sagte der Wirth. „Allein zu meinem großen Leidwesen konnte ich ihn nicht aufnehmen, wiewohl er sonst immer bei mir einstellt. Mein ganzer Gasthof ist voller Gäste, die sich vor dem Feinde geflüchtet haben. Jedes Dachkämmerlein ist besetzt. So ist es heute Nacht in allen Wirthshäusern. Indeß habe ich den braven Lohnkutscher bei einem Nachbar untergebracht."

Der Wirth rief nun aus allen Kräften: „He! Hausknecht! Hausknecht!“ Der Hausknecht kam. „Führe diese Männer,“ sagte der Wirth, „hinüber zu dem Bäckermeister, wo wir den verwundeten Kutscher einquartirt haben.“ Zu den zwei Männern sagte er: „Dort werdet Ihr das Weitere erfahren. Wie Ihr seht, habe ich jetzt alle Hände voll zu thun.“ Der Wirth eilte die Stiege hinauf. Stephan und Michel aber gingen mit dem Hausknechte.

Der Bäckermeister stand eben am Backtroge, und knetete Teig; die Bäckerin saß an einem Tische, und formte Teig zu Wecken. Beide fragten, als Stephan von der traurigen Geschichte anfing, mit Einem Munde: „Bringt Ihr uns Nachricht von der gnädigen Frau und von ihrem Fräulein Tochter.“

Stephan erzählte, was er wußte. Der Bäcker sagte: „Ich spannte, sobald ich von dem Unglücke hörte, sogleich meinen Leiterwagen an, um nur recht schnell draußen zu sein, und um die Frau recht schnell hereinzubringen. Ach, dachte ich, die umgeworfene Kutsche könnte beschädigt, und nicht

mehr zu brauchen sein. Meine Hausfrau legte mehrere Betten auf den Wagen, um die verwundete Frau leichter hieher zu bringen. Ich nahm meinen Knecht und noch einen Nachbar zu mir, und der Herr Oberamtmann gab uns, damit wir vor den Räubern sicher seien, ein Paar Polizeisoldaten mit. Allein als wir auf dem Platze ankamen, fanden wir wohl Kutsche und Pferde — allein die Frau war nicht mehr da."

„Gottlob," sagte die Bäckerin, „daß doch das Fräulein gerettet ist; die gnädige Frau wird sich auch wieder finden. Allein, Ihr braven Männer kommt jetzt mit mir zum Kutscher. Er ist ein recht ehrlicher Mann, und um die verunglückten Reisenden recht bekümmert. Er wird sich recht freuen, daß sich doch wenigstens das Fräulein an einem sichern Orte befindet."

Die Bäckerin nahm ein Kerzenlicht, und führte die zwei Männer die Stiege hinauf in eine sehr hübsche reinliche Stube. Der Kutscher lag im Bette, und sah sehr blaß aus. Der Wundarzt hatte ihn bereits verbunden, und die Wunde für sehr

bedeutend, jedoch nicht für lebensgefährlich erklärt.

Stephan erzählte. Als seine Erzählung zu Ende war, sagte der Kutscher: „Ich war recht froh, daß ich zu so guten Leuten gekommen bin, und daß auch meine Pferde und die Kutsche hier gut untergebracht worden. Es freut mich aber doch noch mehr, das Fräulein gerettet zu wissen, und ich denke, die Wunde der gnädigen Frau werde nicht so gefährlich sein, als das Fräulein meinte. Die gute Frau war wohl nur in Ohnmacht gefallen, und wird sich bald wieder erholt haben. Und da machte sie sich gewiß sogleich auf, ihr Kind zu suchen. Sie konnte vermuthen, das Fräulein werde in das nächste Ort, von dem es den Kirchthurm sah, geeilt sein, um Leute herbei zu holen. Dorthin hat sich die Mutter gewiß auch begeben; dort zu Hohenwald werdet ihr sie ganz gewiß finden."

Der Kutscher richtete sich nun in dem Bette auf, und zeigte mit dem linken Arme auf einen Stuhl neben seinem Bette, „Da," sagte er, „liegt

ein kleiner grüner Reisesack. In dem sind Kleider des Fräuleins. Ich habe, weil es regnete, den Sack unter dem Futter verborgen, das ich für die Pferde mitgenommen hatte. Da haben ihn die Spitzbuben nicht gefunden. Nehmt den Reisesack zu Euch, und bringt ihn dem Fräulein."

Stephan gab dem Kutscher die Tabakspfeife. Der Kutscher sagte: „Sie gehört nicht mein; ich rauche nicht."

„Nun," rief Michel freudig, „so bleibt sie mir!"

Stephan sprach: „Wir müssen erst nachfragen, ob sie nicht einer der Männer verloren habe, als sie die Kutsche aufrichteten."

Die Bäckerin sagte: „Vermuthlich verlor sie unser Knecht, der fast den ganzen Tag die Pfeife im Munde hat. Da sie Euch aber so freut," sprach sie zu Michel, „so behaltet die Pfeife. Mein Mann schenkt dann dem Knechte eine andere." Michel steckte die Pfeife höchst vergnügt in die Tasche.

Stephan nahm nun den grünen Reisesack unter den Arm, versicherte, er werde ihn richtig überliefern, und wünschte dem Kutscher eine baldige Genesung.

„Grüßt mir das Fräulein," sprach der Kutscher, „und sagt ihr, sie soll getrost sein. Der liebe Gott, der sie zu guten Leuten gebracht hat, werde auch für ihre Frau Mutter, die eine recht gute Frau ist, gesorgt haben."

Die Bäckerin aber sagte zu den zwei Männern: „Es geht bereits gegen Tag. Ihr habt weit heim. Ich will Euch noch ein kleines Frühstück bereiten." Sie führte die Männer hinab in die untere Stube, ging in die Küche, und brachte nach einer kleinen Weile einen Eierkuchen und frisch gebackene Semmeln, auch brachte sie ein gläsernes Fläschchen mit Branntwein, schenkte jedem der Männer ein Gläschen ein, und stellte das Fläschchen auf den Tisch und sagte, sie müßten es austrinken.

„Nun, das ist schön," sagte Michel; „das gilt für das Trinkgeld, das ich von der gnädigen Frau erwartet habe." Er ließ es sich sehr wohl

schmecken, und wäre gerne noch länger geblieben; aber Stephan ermahnte ihn zu eilen.

Beide begaben sich endlich auf den Heimweg. Wiewohl es noch Nacht war, begegneten ihnen auf der Straße schon viele hochgepackte Wagen mit geflüchteten Leuten, sowohl aus Städten, als Dörfern; auch viele Soldaten, zu Fuß und zu Pferd, kamen nach, die sich vor dem Feinde zurückzogen. Die Landstraße war nicht breit genug, Alle zu fassen; es war ein großes Gedräng. Stephan war sehr froh, daß er mit seinem Gefährten jetzt den Fußweg durch den Wald einschlagen konnte, auf dem er bald nach Sonnenaufgang glücklich nach Hause kam.

Siebentes Kapitel.

Die vermißte Mutter.

Als Stephan in die Stube trat, schlief Pauline noch, und zwar sehr sanft. Anna, die Hausfrau, winkte ihm, leise zu gehen, und still zu reden, um das Fräulein nicht zu wecken. Stephan berichtete getreulich, was er vom Kutscher erfahren hatte. „Ach," sagte Anna mit einem Seufzer, „es ist betrübt, daß Du die Mutter des guten Fräuleins nicht angetroffen hast."

„Je nun," sagte Stephan, „ich werde sie zu Hohenwald antreffen. Denn wäre sie schwer verwundet gewesen, so wäre sie wohl an dem Platze, wo die Kutsche umfiel, liegen geblieben, und der ehrliche Bäcker hätte sie dort gefunden. Wo anders aber hätte sie hingehen sollen, als in den Ort, den sie vor Augen sah?"

Jetzt erwachte Pauline, und blickte verwundert in der Stube umher. Sie mußte sich besinnen, wo sie war. Sobald sie Stephan erblickte, rief sie: „O seid Ihr endlich da? wo ist meine Mutter?“

Was Stephan für höchst wahrscheinlich hielt, sagte er für gewiß. „Seid getrost, liebes Fräulein,“ sprach er; „Eure Mutter ist außer Gefahr und in Sicherheit! Ihre Wunde ist nicht gefährlich.“

„Nun Gottlob!“ sagte Pauline. „Aber warum kommt sie denn nicht hieher? Wo ist sie denn?“

„Sie ist zu Hohenwald, einem der benachbarten Orte,“ sagte Stephan, „von dem Ihr den Thurm gesehen habt.“

„O so führt mich doch sogleich zu ihr!“ rief Pauline. Sie sprang, da sie völlig angekleidet war, vom Bette, nahm Stephan bei der Hand, und sagte: „O ich bitte Euch, kommt mit mir!“

Stephan kam in Verlegenheit; er wußte denn doch nicht ganz gewiß, ob, und in welchem Zustande er die gute Frau finden werde.

Allein Anna sagte zu Pauline: „Laßt meinen guten Mann doch ein wenig ausruhen! Er ist ja diese Nacht in kein Bett gekommen, sondern beständig draußen in Sturm und Regen auf der Straße gewesen. Er kann kaum mehr auf einem Fuße stehen, und muß sich, wenn er nicht krank werden soll, vorerst ein wenig niederlegen.“

Pauline sah dieses ein. Sie bat ihn, sogleich zu Bette zu gehen; indeß konnte sie doch ihre Thränen nicht zurück halten. Sie weinte und schluchzte schmerzlich.

Stephan ging hinaus; Anna holte, um das Fräulein ein wenig zu zerstreuen, und auf andere Gedanken zu bringen, den grünen Reisesack herbei und sagte: „Da seht, da ist Euer Reisebündel mit Euren Kleidern! Wie der Sack zum Vorschein gekommen, so werdet Ihr auch Eure liebe Mutter wieder sehen.“

Da wurde Pauline ein klein wenig heiterer, trocknete ihre Thränen, und lächelte wieder. Sie öffnete den Sack, um nachzusehen, ob die Kleider

noch alle darin wären, packte die Kleider aus, und legte sie, nebst einigen Büchern, die zu den Kleidern gepackt waren, auf den Tisch.

Jetzt kamen Stephan's Kinder in die Stube. Sie waren heute später aufgestanden, weil sie gestern später zu Bette gekommen waren. Der Vater theilte ihnen von den Semmeln aus, die ihm die Bäckerin geschenkt hatte, und die Kinder fuhren sogleich damit dem Munde zu.

Indeß erblickte die kleine Marie die Kleider des Fräuleins und rief: „Ei, das sind prächtige Kleider!“ Pauline sagte: „Das sind nur meine Kleider auf alle Tage; Du solltest erst meine Sonntagskleider sehen! Die sind noch ohne Vergleich schöner. Sie waren in den Reisekoffer gepackt, den die Räuber uns geraubt haben. Indeß bin ich aber recht froh um diese hier! Die habe ich, nebst dem weißen Leinenzeuge hier, jetzt am nöthigsten.“

Mutter Anna betrachtete die Bücher mit Verwunderung. „Lernest Du denn schon in allen diesen Büchern?“ fragte sie.

„O!“ sagte Pauline, „diese Bücher habe ich schon mehrmal ausgelesen. In dem Koffer aber waren noch einige andere.“

Anna sagte: „Da in dem kleinen, rothen Futteral mit goldenen Zierathen muß noch ein recht schönes Büchlein stecken!“

„Nein,“ sagte Pauline, und die Thränen kamen ihr in die Augen, „in dem Futterälchen ist das Bildniß meines seligen Vaters, der schon seit

zwei Jahren todt ist.“ Sie nahm das Bildniß heraus, und zeigte es.

„Ei," sagte Anna, „das war ein schöner, freundlicher Herr! Gott habe ihn selig!"

„Wie," rief der kleine Jakob, „laß mir ihn auch sehen." Pauline zeigte ihm das Bild. „Ei," sagte Jakob, „der war ja gar ein Soldat! Aber so klein kann er doch nicht gewesen sein." Der gute Knabe hatte noch keine Gemälde gesehen, als die in der Kirche, auf denen die Personen in Lebensgröße abgebildet waren.

Die kleine Marie wollte das Bild auch sehen. „Ei," rief sie, „er hat ein recht schönes, rothes Kleid mit Gold an; und da an der Seite hat er ein goldenes Kreuzlein. So ist's aber nicht der Brauch. Ich würde das Kreuzlein an dem Halse tragen."

Pauline lächelte über die Einfalt der Kinder, küßte das Porträt und sagte: „O Gott, der Du mir den Vater genommen hast, gib mir doch meine liebe Mutter wieder!"

Sie verschloß das Bild wieder in das Futteral, und sagte zu Anna: „Führt mich doch in eine andere Stube! Ich muß mich nothwendig

umkleiden; denn die Kleider, die ich anhabe, wurden gestern übel zugerichtet.“

Anna führte sie hinauf in eine Kammer, und trug ihr die Kleider nach.

Stephan hatte sich wohl ein wenig niedergelegt; allein er konnte nicht schlafen. Er stand heimlich, ohne daß Pauline es wußte, wieder auf, und ging nach Hohenwald. Er dachte: Paulinens Mutter müsse wohl noch mehr als ihre Tochter bekümmert sein; er hoffte, sie in Hohenwald sicher zu treffen, und sie mit guten Nachrichten von ihrer Tochter zu erfreuen. Allein zu seiner großen Betrübniß wußte hier kein Mensch ein Wort von ihr. Stephan ging in alle benachbarten Orte; allein vergebens. Niemand hatte von der fremden Frau Etwas gesehen oder gehört. Als er gegen Abend in die Stube trat, rief Pauline: „Ach, Ihr habt doch gar zu lange geschlafen! Wann werde ich doch meine Mutter wieder sehen?“

Am andern Morgen ergriff Stephan wieder seinen Reisestab. Er durchforschte alle entfernteren

Dörfer, Weiler, einzelnen Mühlen und Bauernhöfe. Allein umsonst. Als er gegen Abend nach Hause kam, suchte er die gute Pauline damit zu beruhigen, daß es wegen der vielen Soldaten im Lande nicht überall durchzukommen sei, und ermahnte sie zur Geduld.

Anna sagte: „Die Soldaten werden ja nicht immer da bleiben. Vielleicht ziehen sie morgen schon weiter. Auch ich weiß indeß kein besseres Mittel, als die Geduld!“

Stephan setzte seine Nachforschungen auch in den folgenden Tagen fort, machte manchen Gang, und hoffte jeden Tag den Aufenthalt von Paulinens Mutter zu entdecken. Allein nirgends konnte er das Geringste von ihr erfahren.

„Das ist doch sonderbar!“ sagte er, als er eines Abends ermüdet wieder nach Hause kam, zu Anna. Die Frau ist wie verschwunden. Leben muß sie indeß noch; daran zweifle ich nicht. Wenn sie von dem unglücklichen Falle todt geblieben wäre, so müßte man doch die Leiche gefunden

haben. Wäre sie schwer verwundet worden, so hätte man sie höchstens nur in ein benachbartes Ort bringen können."

„Was aber, liebes Fräulein, Euch betrifft," sagte er zu Pauline, „so habt Ihr für jetzt keine andere Wahl, als bei uns zu bleiben; ich und meine Anna wollen Euch Vater und Mutter sein."

Pauline brach in Thränen aus und sagte: „Ach, die liebe Mutter! Wahrscheinlich hat sie sich nach ihrem Falle bald wieder erholt, und sich aufgemacht, mich zu suchen. Ach, wenn sie in dem unwegsamen, gebirgigen Walde sich nur nicht verirrt hat, und in einen Abgrund gefallen, oder in der rauhen, stürmischen Nacht vor Frost und Nässe umgekommen ist, wie es auch mir gegangen wäre, wenn Vater Stephan sich meiner nicht erbarmt hätte."

Eine ganz unaussprechliche Bangigkeit überfiel Paulinen; sie empfand eine wahre Todesangst. Es ward ihr in der Stube zu enge, in der

mehrere Leute zusammen gekommen waren, um zu hören, was für Nachrichten Stephan bringe.

„Ich will in die Kirche gehen," sagte sie, „und dort beten." In dem kleinen Dorfe Tiefenbach, das nach Hohenwald in die Pfarrei gehörte, war aber keine Kirche. Nur einige hundert Schritte davon stand auf einem Felsen eine uralte kleine Kapelle, in der aber kein Gottesdienst gehalten wurde, wo jedoch einige Leute aus dem Dorfe zu Zeiten beteten. „Laßt mich allein dahin gehen," sagte Pauline; „ich kann dann andächtiger beten."

Sie machte sich auf den Weg. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Es war nach einem trüben, stürmischen Tage ein ungemein stiller, heiterer Abend. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter: „Nach Wolken und Regen kommt Sonnenschein; nach Trübsal wieder glückliche Zeit." Besonders aber dachte sie daran, was ihre Mutter bei dem Tode ihres Vaters gesagt hatte: „Wir können in Angst und Trübsal nicht anders Ruhe finden, als wenn wir uns ganz in den Willen

Gottes ergeben. Wir müssen Alles, was uns begegnet, von Gott annehmen, gegen dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. Wir müssen fest glauben, Denen, die Gott lieben, dient Alles, auch das Schrecklichste, zum Besten. In diesem Glauben allein finden wir in jeder, auch der traurigsten Lage des Lebens, in die Gott uns versetzt hat, Trost und Beruhigung."

Pauline stieg die Staffeln, die in den Felsen eingehauen waren, hinauf zur Kapelle, und ging hinein. Auf dem Altare befand sich ein altes, aber sehr anmuthiges Bild, Jesus am Oelberge und der tröstende Engel mit dem Leidenskelche. Sogleich fielen Pauline die Worte Jesu ein: „Vater, wenn's möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber; aber nicht Mein Wille geschehe, sondern der Deine!" Sie kniete auf dem steinernen Pflaster nieder, und betete: „O liebster himmlischer Vater, lege diese Ergebung in Deinen heiligen Willen auch mir in das Herz! Sende auch mir Trost vom Himmel!" Sie betete lange und unter vielen Thränen für ihre Mutter. Da wurde es auf

einmal in ihrem trüben Sinne hell. Sie empfand einen unbeschreiblichen Trost. Es war ihr nicht anders, als sage ihr eine Stimme in ihrem Innersten: „Sei getrost und habe Geduld; für Deine Mutter ist gesorgt, und Du wirst sie wieder finden.“

Alle Traurigkeit, alle Sorgen waren ihr vom Herzen genommen. Sie stand hocherfreut, ja selig vom Boden auf; sie fiel noch einmal auf die Knie, um Gott zu danken für diesen himmlischen Trost. Mit einem Herzen voll Dank, voll Freude kehrte sie zurück in das Haus.

Stephan und Anna erstaunten, sie so heiter, so fröhlich zu sehen. „Ja, ja,“ sagte Stephan, „das Beten hilft; es ist das beste Mittel in Nöthen und Widerwärtigkeiten, so wie gegen Kummer und Sorgen. Das habt Ihr erfahren, da Euch auf Euer Gebet unter dem Eichbaume äußerlich geholfen worden, und erfuhret es jetzt, da Euch auf Euer Gebet in der Kapelle innerlicher Trost zu Theil wurde. Deßhalb sagt der heilige Jakobus: „Wer aus euch traurig ist, der bete!“

Achtes Kapitel.

Kinder, welche der Bewahrung bedürfen.

Am folgenden Morgen standen Stephan und Anna sehr früh auf, und die Mutter weckte die Kinder. Alle beteten knieend mit einander das Morgengebet, und setzten sich dann um den Tisch und aßen das Frühstück. Nachdem sie ihre Milchsuppe gegessen hatten, sprach Stephan: „Heute geht's wieder zur Arbeit! Es gibt auf dem Felde noch viel zu thun. Man muß noch das Grummet mähen, die Erdäpfel ausgraben und den Kohl hereinbringen. Dann fängt das Dreschen an. Wir helfen dabei dem reichen Bauer auf dem großen Hofe jenseits des Berges, dem Riedenbauer, für Lohn. Erst am Abende kommen wir zurück. Das geschieht die ganze

Woche hindurch alle Tage; nur den Sonntag bringen wir zu Hause und in der Kirche zu."

Pauline fragte: „Was macht Ihr dann mit Euren Kindern, die noch ziemlich klein sind?" „Die sperren wir hier in der Stube ein," sagte Stephan. Pauline fand das sehr hart, ja grausam.

Stephan sprach: „Wie könnten wir es anders machen? Wir müssen nun einmal unser tägliches Brod mit der Arbeit unsrer Hände auswärts verdienen. Nur zu Mittag kommt die Mutter auf eine halbe Stunde nach Hause, und gibt den Kindern zu essen. So ist es hier zu Lande fast bei allen Taglöhnern, ja bei vielen Bauern der Brauch."

„Leider ist es so!" sagte Anna mit einem Seufzer und mit Thränen in den Augen. „Die armen Kinder haben mich immer recht gedauert!"

Pauline sagte: „Während Ihr fort seid, will ich die Aufsicht über die Kinder übernehmen, und auch für sie und für mich kochen." „Nun," sagte

Anna, „gehe ich heute, Gott sei Lob und Dank! mit leichterem Herzen an meine Arbeit.“

Da Pauline eine große Liebe zu den Kindern hatte, und mit ihnen gut umzugehen und sie lehrreich und angenehm zu unterhalten wußte, so gewannen die Kleinen sie bald herzlich lieb. Pauline begnügte sich nicht damit, bloß Acht zu haben, damit sie nicht fallen oder gar Arm und Bein brechen. Sie redete mit ihnen vor Allem, so wie sie es ihrer Mutter abgelernt hatte, von unserm lieben Vater im Himmel. Sie sagte ihnen, daß der liebe, gute Gott die Aepfel und Birnen wachsen lasse, und daß Er ihnen Milch und Brod gebe. Pauline bemerkte zu ihrer großen Freude, daß die Kinder Alles wohl zu Herzen nahmen. Als Pauline Nachmittag um drei Uhr den Kindern Brod in Milch gebrockt hatte, rief Jakob, indem er sein leeres Schüsselchen zurück schob: „Der liebe Gott ist doch recht brav!“ Und Marie sagte: „Lieber Vater im Himmel, ich danke Dir für Milch und Brod.“

Pauline sprach den Kindern kleine Gebetreime so oft vor, bis die Kinder sie auswendig wußten, und sie dann, auf Paulinens Ermahnung, Morgens und Abends, vor und nach Tische, und öfter unter Tags beteten. Diese Reime, welche Pauline selbst gemacht hatte, und die mehr wegen ihres frommen Sinnes, als wegen der Kunst zu schätzen sind, waren ungefähr folgende:

Kinderreime.

O Himmelsvater, steh' mir bei,
Daß Dein gehorsam Kind ich sei!

*

Du, liebster Jesus, liebest mich;
Von Herzen liebe ich auch Dich!

*

Maria mit dem Himmelskind,
Bitt' daß wir gute Kinder sind!

*

O Engel Gottes, o bewahr'
Vor Sünden uns und vor Gefahr!

*

Dir, lieber Gott, sei Dank gebracht,
Daß Du heut Nacht mich treu bewacht!

*

Gib, lieber guter Gott, o gib,
Daß ich Dich heute nicht betrüb'!

*

Du, Vater! gibst mir Speis und Trank,
Dafür sag' ich Dir Lob und Dank.

*

Was ich nur habe, kommt von Dir,
Gib dazu Deinen Segen mir!

*

Gib, lieber Himmelsvater, Du,
Heut' Nacht mir eine süße Ruh'!

* * *

Am liebsten hörten die Kinder erzählen. Pau=
line nahm, wie ihre Mutter gethan hatte, die

Erzählungen gewöhnlich von einem Gegenstande
her, welchen die Kinder vor Augen hatten, oder

der ihnen sonst merkwürdig war. Einmal zerschnitt und schälte sie Aepfel und erzählte ihnen dabei:

„Ein Vater hatte sechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen. Er gab jedem Knaben einen Apfel, und sagte zu ihm: „Theile ihn mit deiner Schwester.“ Karl zertheilte den Apfel in zwei ganz gleiche Theile, und ließ der Schwester die Wahl, welchen sie wolle. Fritz machte zwei ungleiche Theile, gab der Schwester den kleinern, und behielt den größern für sich. Bruder August machte auch zwei ungleiche Theile, begnügte sich aber mit dem kleinern, und gab den größern der Schwester.“

Pauline fragte hierauf: „Welcher der drei Knaben gefällt euch am wenigsten?“ Jakob rief: „Der Fritz, der war ein rechter Geizhals; ich möchte ihm Ohrfeigen geben.“

„Was hältst Du aber von Karl?“ fragte Pauline? Jakob sagte: „Er that nicht unrecht, er that recht. Ich kann ihn nicht tadeln, doch auch nicht besonders loben.“

„Und wie gefällt euch denn August? sag' Du es, Marie!“ Marie sagte: „Der August war der Beste! Der war recht gutherzig.“

Pauline sprach: „Nun seht da, meine Kinder! Karl war gerecht; Fritz ungerecht und geizig; August aber wohlwollend, uneigennützig und groß=müthig. Ungerecht dürfen wir nie sein, gerecht müssen wir immer sein; wohlthätig und freigebig aber so oft wir können und Gelegenheit dazu haben.“

Pauline blieb mit den Kindern nicht immer in der Stube; sie ging mit ihnen öfters hinaus vor das Haus und in den Garten. Als sie einmal aus der Thüre trat, flogen die Tauben von dem Dache herab, und pickten die Körner auf, die sie ihnen gewöhnlich hinstreute. Im Garten zeigten die Kinder ihr die Bienenkörbe, und erzählten ihr, als wüßte Pauline, ihre Lehrerin, es noch nicht: „Da drinnen wohnen die Bienen. Sie sind nicht viel größer als Fliegen, aber so künstlich, daß sie den süßen Honig machen.“ Pauline erzählte ihnen nun die schöne Fabel von der Taube und von der Biene.

„Ein Täublein saß auf einem Baume, unter dem ein Brünnlein war. Eine Biene kam geflogen, trank und fiel hinein. Sie zappelte ängstlich und fürchtete zu ertrinken. Das Täublein brach ein Zweiglein ab, und warf es der armen Biene zu. Die Biene ergriff es, schwang sich darauf und entrann dem Tode. Bald darauf saß das Täublein wieder auf dem Baume. Ein Jäger zielte mit der Flinte nach ihm, und wollte es herabschießen. Da flog die Biene eilig herbei, und stach ihn in die Hand. Der Jäger erschrack, zuckte und schoß fehl — und das Täubchen kam mit dem Leben davon."

Nun fragte Pauline: „Was können wir von dem Täublein und was von der Biene lernen?" Die Kinder trafen die richtige Antwort: „Wir sollen mitleidig sein, und gerne helfen, wie dieses Täublein; wir sollen dankbar sein und Wohlthaten vergelten, wie die Biene."

Bei anderen Veranlassungen erzählte Pauline den Kindern ähnliche Fabeln. Zum Beispiel: von dem Frosche, der so groß sein wollte, als

ein Ochs, sich aufblähte — und zerplatzte; von dem Hunde, der ein Stück Fleisch im Maule trug, sich und das Fleisch im Bache sah, begierig darnach schnappte, sein Stück Fleisch in das Wasser fallen ließ, und nun gar Nichts hatte; von der Maus, die der Löwe gegen die Katze beschützte, und dem, was unmöglich scheint, auch die Maus das Leben rettete, indem sie die Stricke des Netzes, in das er gefallen war, zernagte. Die Kinder hatten an solchen Erzählungen große Freude; Pauline unterließ aber nicht, ihnen zu sagen, was sie daraus lernen sollen.

Nun hatte sich der Winter eingestellt, und es lag tiefer Schnee. Die Kinder konnten nicht vor die Hausthüre. Pauline suchte daher sie in der Stube zu unterhalten. An einem kalten, aber schönen Wintertage schien die Sonne ungemein hell und lieblich zu dem Fenster herein; draußen waren Bäume und Hecken glänzend weiß vom Reife.

Pauline brachte ein Schälchen mit Wasser, in das sie ein wenig Seife geschabt hatte. Sie setzte sich an das Fenster, tauchte einen Stroh-

halm in das Schälchen, und machte eine Seifenblase. Die Kinder verwunderten sich über die glänzende, durchsichtige Kugel, die immer größer

wurde, und über die prächtigen Farben. „Welche wunderschönen Farben!“ riefen sie. „Wie schön roth und blau, und grün und gelb! Man kann nichts Schöneres sehen.“

„Aber,“ sagte Jakob, „wo kommen denn all' die schönen Farben her? Man sieht ja in dem Schüsselchen voll Wasser nicht das Geringste von einer Farbe.“ Und Maria sagte, als die Seifenblase zersprang: „Auch in den Wassertropfen da sieht man keine Farben. Wo kamen sie denn hin?“

Pauline sprach: „Das hat der liebe Gott so eingerichtet, daß in dem Wasser so schöne Farben entstehen, wenn die Sonne darauf scheint. Solche Farben sehen wir in jedem Thautröpflein, in den Regentropfen, die von dem Dache fallen oder an den Blättern der Bäume glänzen; ja selbst der Regenbogen mit seinen sieben Farben besteht aus lauter Wassertropfen, die von der Sonne beleuchtet werden. — Wir können an dem Wasser viel Schönes und Wunderbares bemerken. Der Reif, von dem jetzt Bäume und Hecken so schön weiß sind, auch der viele Schnee, der jetzt die Dächer der Häuser, und Berg und Thal bedeckt, ist Nichts als Wasser. Auch ist das Wasser eine große Wohlthat Gottes. Denn sagt nur selbst: „Wenn es nicht mehr regnete, wie sähe es da auf Wiesen und Feldern aus? Wenn es keine Quellen und Bäche gäbe, wie ginge es Menschen und Thieren? Wie stünde es ohne Wasser in der Haushaltung?“

Jakob erzählte: „Als es in dem letzten heißen Sommer so gar lange nicht mehr regnete, waren

die Wiesen wie ausgedorrt, und man sah da weder Gras noch Blumen. Und als mich der Vater einmal mit über Feld nahm, und die Sonne brennend heiß schien, und wir lange keine Quelle antrafen, verschmachtete ich fast vor Durst."

Marie sagte: „Wenn man kein Wasser hätte, so könnte man nicht kochen und nicht waschen. An dem Röhrbrunnen vor unserm Hause blieb einmal das Wasser aus, und die Mutter hat recht gejammert; als das Wasser aber wieder kam, haben wir Alle uns recht gefreut!"

Pauline sprach: „Ihr seht da, welch' eine große Wohlthat Gottes das Wasser ist! Kommt, laßt uns Gott recht vom Herzen dafür danken." Sie betete ihnen vor. Die Kinder sprachen ihr andächtig jedes Wort nach; wollten aber nun selbst Seifenblasen machen. Pauline gestattete es, gab jedem einen Strohhalm, und die Kinder waren über ihre Kunst ganz entzückt. Auch in der Folge haben sie manches halbe Stündchen recht vergnügt damit zugebracht.

Eines Abends kamen Vater und Mutter von dem Riedhofe lange nicht nach Hause. Pauline saß mit den Kindern am Ofen, den man auch in der Stube heizen konnte. Sie öffnete das Thürchen, und ergötzte sich an der schönen Glut, noch mehr aber an den fröhlichen Gesichtchen der Kinder. Sie legte dürres Reis auf die Glut, das bald in helle Flammen aufloderte, und ging hinaus, einen Topf mit Erdäpfeln zu holen und an das Feuer zu setzen. Als sie wieder herein kam, hatte Jakob ein angebranntes Zweiglein ergriffen, das an einem Ende noch glühte, bewegte es schnell im Kreise umher und rief: „Sieh einmal, das ist ein schönes, feuriges Rädlein!“ Marie hatte einen noch stärkern glühenden Zweig in der Hand, fuhr damit schnell hin und her und sagte zu Paulinen: „Sieh! das ist ein schönes rothes Band; nur Schade, daß man es nicht anrühren kann, ohne sich zu brennen, und daß es nicht bleibt und gleich wieder vergeht.“

Allein Pauline rief: „So darf man Euch doch keinen Augenblick ohne Aufsicht lassen; sogleich

unternehmt Ihr etwas Gefährliches.“ Sie wehrte ihnen ernstlich ab, und sagte ihnen sehr nachdrücklich, daß Kinder durchaus nicht mit dem Feuer spielen dürfen. „Man hat viele Beispiele von Kindern,“ sagte sie, „die ohne Aufsicht waren, mit dem Feuer unvorsichtig umgingen und elend verbrannten.“

„Ich muß Euch da,“ sprach sie, „doch eine kleine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe. Ein leichtsinniges Mädchen kam spät nach Hause, und nähte ein abgerissenes Band an ihrer Schürze wieder an. Da sie die Scheere nicht sogleich fand, brannte sie an dem Oellichte den Faden vom Knäuel ab; warf den Knäuel in den Korb, der voll Garn und Leinwand war, und ging in ihre Schlafkammer. Das winzig kleine Fünklein am Faden glimmte fort, entzündete nach und nach den Knäuel, der brennende Knäuel das Garn und die Leinwand im Korbe, die Flammen des Korbes die Kleider, das nahe Bett. Die Stube, das Haus, die Nachbarhäuser — ja das ganze Dorf wurden in Asche gelegt, und sogar einige Menschen kamen um das Leben. Ein so großes

Unglück kann ein kleines Fünklein anrichten. Ein noch viel gefährlicheres Fünklein aber ist auch das kleinste Böse im menschlichen Herzen. Die kleinste böse Neigung in unserm Herzen nimmt, wenn wir sie nicht unterdrücken, über Hand, und stürzt uns in zeitliches und ewiges Verderben."

„So großen Schaden aber das Feuer anrichten kann, so bringt es doch noch viel größern Nutzen. Doch sagt einmal nur selbst: Wozu nützt uns das Feuer?"

„O," sagte Jakob, „wenn wir kein Feuer hätten, so wäre die Stube hier kalt, und wir müßten im Finstern sitzen!" Marie sagte: „Wenn das Feuer nicht wäre, so könnte die Mutter keine Milchsuppe kochen, kein Brod backen, keine Erdäpfel sieden, und nicht einmal für uns einen Apfel braten. Sie wüßte keinen glühenden Stahl zu bekommen, und könnte ihre Haube und mein Halstüchlein nicht bügeln."

Die Kinder wären mit ihren Antworten zu Ende gewesen; Pauline half ihnen aber mit Fragen

nach. „Sagt einmal," sprach sie, „wie würde es dem Schmiede, dem Hafner, dem Ziegelbrenner gehen, wenn es kein Feuer gäbe? Was könnten die Zimmerleute, der Schreiner, der Ackersmann, der Holzhacker anfangen, wenn sie die eisernen Werkzeuge nicht hätten, die man ohne Feuer nicht zu Stande bringen kann? So ist es mit Nadel und Scheere. Wie Vieles würde uns, ohne das Feuer, zu einem Hause, in der Haushaltung und zum Feldbaue fehlen?"

Die Kinder wetteiferten mit Antworten. Am Ende faßte Pauline Alles zusammen, und sprach: „Seht, eine so große Wohlthat Gottes ist das Feuer! So großen Nutzen bringt es uns."

Da Jakob bald über sieben, und das Mädchen bereits sechs Jahre alt war, so hätten sie nunmehr in die Schule gehen sollen. Allein nach Hohenwald, wo sich die Schule befand, war es eine starke Stunde, und der Weg führte durch tiefe Schluchten voll Schnee und über einen hohen waldigen Berg. Die Kinder hätten unmöglich durchkommen können. Pauline wollte sie einstweilen

doch wenigstens die Buchstaben kennen lehren. Sie zeichnete, da sie kein A=B=C=Täfelchen bei Handen hatte, viele einzelne Buchstaben, so wie sie in gedruckten Büchern enthalten sind, aber viel größer, mit Dinte auf Streifchen von steifem Papier. Die Kinder lernten sie bald nennen. Sie setzte aus den einzelnen Buchstaben hierauf Sylben zusammen. Auch diese lernten die Kinder aussprechen. Hierauf ließ Pauline in einem ihrer Bücher die Kinder zuerst die Buchstaben, die sie kannten, aufsuchen, zeigte ihnen dann einsilbige Wörtchen von zwei, drei oder vier Buchstaben, und auch diese konnten die Kinder bald lesen. Alles ging über Paulinens Erwartung, und zur großen Freude der Kinder sehr gut.

Die Mutter brachte einmal von dem Wochenmarkte im Städtchen drei irdene Teller mit. Auf jedem Teller stand ein Reim. Das kleine Mariechen las mit ihrem hellen, angenehmen Stimmchen sogleich den Reim: „Gott, Dir sei Dank — für Speis und Trank.“ Jakob las den andern: „Iß nicht zu viel — halt' Maaß und Ziel.“

Mariechen bat, den dritten Reim lesen zu dürfen, und las laut und deutlich: „Theil, was du hast — gern mit dem Gast.“

Die Mutter war darüber so erstaunt und erfreut, daß ihr Thränen in die Augen kamen. Pauline aber sagte: „Die drei Reime geben uns drei schöne Lehren, wie wir uns in Hinsicht auf Speis und Trank zu benehmen haben. Wir sollen Gott dafür dankbar sein, sie mit Mäßigkeit genießen, und unsern Mitmenschen gern davon mittheilen.“

Am folgenden Morgen kam die Mutter in die Stube mit einem Körbchen voll Flachs in einer Hand, und mit einer Kunkel in der andern, und sagte zu ihren Kindern: „In dieser und der nächsten Woche gibts für mich keine Arbeit auf dem Riedhofe. Nun solls an ein Spinnen gehen.“

„Wie ist das möglich? rief Pauline; Ihr habt ja kein Spinnrädchen im Hause!“

„Das sollt Ihr gleich sehen, wie man ohne Rädlein spinnen kann,“ sagte die Mutter. Sie

legte Flachs an den Spinnrocken, und spann an der Spindel. Auch die zwei Kinder holten ihre kleinen Kunkeln. Pauline hatte wohl schon an dem Rädchen gesponnen; allein das Spinnen an der Spindel war ihr etwas Neues. Sie war nicht wenig verwundert, als Mutter und Kinder sich setzten, und die schnurrenden Spindeln drehten, daß es eine Lust war. Pauline wollte nun auch das Spinnen an der Spindel lernen, und sie hatte eine große Freude, daß es ihr bald ganz vortrefflich gelang.

Die Mutter, eine so treffliche Spinnerin sie war, konnte aber nicht stricken. Pauline lehrte es die Kinder, und diese begriffen es sehr leicht. Es kamen mehrere, auch größere Mädchen aus den benachbarten Häusern, um das Stricken zu lernen. Pauline gab alle Tage zu bestimmten Stunden Unterricht, und es entstand eine recht artige Strickschule. Sogar die kleine Marie brachte ein Paar kleine Strümpfchen, so groß sie dieselben nöthig hatte, zu Stande. Die Mutter und viele Aeltern im Dorfe erklärten das Stricken für eine

sehr leichte und sehr nützliche Kunst. „Wir brauchen nun kein Geld mehr für Strümpfe auszugeben, sagten sie; ja sogar Kinder können mit Stricken ein Stücklein Geld verdienen.“

Während die Kinder im Kreise umher saßen, und strickten, erzählte Pauline ihnen anmuthige Geschichten, besonders aus der heiligen Schrift. Auch sang sie ihnen hie und da ein Liedchen vor, das sie bald mitsingen lernten.

So verfloß der Winter; es wurde Frühling. Die Sonne schien wieder hell und warm in das Waldthal. Eis und Schnee schmolzen, und der Bach floß wieder hell wie Silber zwischen den neubegrünten Ufern hin. Die zarten gelblich grünen Blättchen der Birken am Hügel drangen hervor, und der Thalgrund wurde mit jedem Tag grüner. Der Dornstrauch prangte mit weißen Blüthen, und die schönen gelben Schlüsselblumen fingen an zu blühen. Finken und Emmerlinge schlugen, und Alles fühlte neues Leben, und die Kinder sangen und sprangen vor Freude.

Die dankbaren Schülerinen brachten Paulinen ein Sträußchen von den ersten Veilchen, und Pauline lehrte sie einige Frühlingsliedchen und ein Liedchen auf die Veilchen.

Drei Frühlingsliedchen für Kinder.

1.

Der Wald ist grün,
Der Himmel blau;
Die Blumen blüh'n
Auf bunter Au.
Gott, Deine Macht
Hat Alles hier
Hervorgebracht —
Wir danken Dir!

2.

Die Bäume blühen weiß und roth,
Dieß Alles macht der liebe Gott!
Er gibt uns Milch und Brod
Und macht uns frisch und roth!
Drum wollen wir uns freu'n
Und gut wie Er auch sein!

3.

Wie ist es doch so schön
Zur Frühlingszeit,
Wo Alles, was wir seh'n,
Uns neu erfreut!

Wie schön sind Berg und Thal
Im Sonnenschein!
Wie schön muß es einmal
Im Himmel sein!

Veilchenlied für Kinder.

1.

Die Veilchen blüh'n
So lieblich blau,
Im frischen Grün,
Voll Silberthau.

2.

Ein jedes füllt,
Von Laub umhüllt,
Ringsum die Luft
Mit süßem Duft.

3.

Wer Demuth liebt,
Und Gutes übt,
Ist anmuthreich —
Den Veilchen gleich.

Neuntes Kapitel.

Ein großer Jammer.

Der Frühling, der Alles erfreut, brachte Paulinens guten Hausleuten keine Freude, sondern vielmehr sehr traurige Tage. Denn nicht nur drückte der Krieg das Land sehr hart darnieder — zu den Kriegskosten kam noch eine andere Landplage. Eine Viehseuche richtete große Verheerungen an. Auch die guten Landleute, die Paulinen so freundlich aufgenommen hatten, kamen um ihre einzige Kuh. Der Jammer der Kinder und Aeltern war sehr groß. „Ach“ sagten sie, „wir sind um unsern ganzen Reichthum gekommen.“ Auch Pauline bedauerte das arme Thier, dem sie öfter von ihrem Abendbrode die Hälfte, mit Salz bestreut, gereicht hatte; allein das gute

Fräulein, in der Stadt erzogen, konnte nicht begreifen, warum dieser Verlust gar so hoch angeschlagen werde. Da aber die armen Leute sich außer Stand sahen, eine Kuh zu kaufen, so erfuhr Pauline es nur zu bald. Die Kinder bekamen sonst am Morgen zum Frühstücke eine Milchsuppe, auch des Nachmittags ein Schüsselchen frischer, süßer Milch, in die sie Brod einbrockten; allein nunmehr mußten sie Morgens und Abends mit einer Wassersuppe vorlieb nehmen. Auch bei dem Mittagessen wollten Suppe, Mehlspeisen und Gemüse ihnen wenig schmecken, weil das Schmalz daran fehlte. Abends bekamen sie kein Butterbrod mehr. Die Kinder beklagten sich darüber. Allein die Mutter sagte: „Seht ihr nun, was für eine große Wohlthat Gottes Milch und Butter seien! Vielleicht habt ihr Ihm für diese Gaben bisher zu wenig gedankt. Dankt Ihm indeß, daß wir noch Brod haben. Ich fürchte, ich werde euch bald dieses kaum mehr geben können. Nachdem wir unsere Kuh verloren haben, kann unser kleines Ackerfeld nicht mehr gedüngt werden, und da wird wenig Korn darauf wachsen, und die Aernte mager

ausfallen. Wir werden sobald keine Kuh zu kaufen vermögen; denn eine gute Milchkuh kostet siebenzig bis achtzig Gulden. Gott erbarme sich über uns arme Leute!“

Allein der Verlust der Kuh war noch nicht das einzige Unglück; es folgte bald noch ein anderer Jammer. Stephan war einem Bauer zu Hohenwald hundert Gulden schuldig. Der Bauer war auch beinahe um all sein Vieh gekommen, und kündete nun dem Stephan dieses Kapital auf. Stephan hatte kein Geld und bat den Bauer, noch einige Zeit Geduld zu haben. Der Bauer bewilligte ihm eine Frist von vier Wochen; Stephan suchte bei reichen Leuten Geld zu entlehnen, und machte manchen harten Gang. Allein vergeblich; er wurde oft sehr rauh abgewiesen. Auf sein dringendes Bitten sah der Bauer noch eine Woche zu. Allein Stephan wußte kein Geld aufzutreiben. Endlich verklagte ihn der Bauer bei dem Amtmanne zu Hohenwald, und der Amtsdiener forderte den Stephan auf, vor Gericht zu erscheinen. Stephan erschien und flehte auf's

Reue um Nachsicht. „Bedenkt doch meine Noth, an der ich wahrhaftig nicht schuldig bin!“ sagte er zu dem Bauer. „Ich habe immer fleißig gearbeitet und keinen Kreuzer unnütz ausgegeben. Laßt mir Zeit, und ich werde euch gewiß bei Pfennig und Heller bezahlen.“

Der Bauer aber bestand darauf, er wolle sein Geld. Der Richter redete ihm zu, noch einige Zeit zuzuwarten. „Es hat ja,“ sagte er, „bei dem fleißigen und sparsamen Manne keine Gefahr, das Geld zu verlieren. Ihr könnet das Geld immer leichter aufbringen, als der arme Mann. Thut ein Werk der Barmherzigkeit und wartet zu!“

Der Bauer schüttelte den Kopf, und sagte trocken: „Ich muß Kühe kaufen, und dazu brauche ich das Geld.“

„Je nun,“ sagte der Amtmann, „wenn Ihr darauf besteht, so kommt der ehrliche Stephan um seine Hütte. Aber bei dem Gelde, das Ihr so hartherzig fordert, wird kein Segen sein. Wenn

Ihr vielleicht auch einmal von Eurem Hause vertrieben werdet, so denket an meine Worte."

Der Bauer wäre wohl nicht so hartherzig gewesen. Allein der Amtsdiener, dort zu Lande gewöhnlich nur Amtknecht genannt, hatte heimlich den Bauer aufgehetzt. „Bestehe auf deiner Forderung, hatte er zu ihm gesagt; jetzt kannst Du noch zu deinem Gelde kommen; allein wenn Du nur noch vier Wochen zuwarteſt, so ist Alles verloren. Ich weiß, was ich weiß."

Er hatte das ohne allen Grund gesagt; es war durchaus falsch. Er wußte Nichts. Allein der Amtsdiener war ein bösartiger Mensch, nahm sich sehr viel heraus, und war nur immer darauf bedacht, den Leuten Geld oder Geldeswerth abzudringen. Er war ein starker Tabackraucher, und forderte von Stephan, ihm allen Schwamm zum Tabackanzünden umsonst zu geben. Stephan versah ihn lange Zeit damit unentgeltlich. Allein da der Amtsdiener auch seinen Rauchbrüdern immer davon mittheilte, und zuletzt selbst einen kleinen Handel mit dem geschenkten Tabackszunder anfing,

so wurde dieß dem guten Stephan am Ende doch zu viel. Er forderte Bezahlung. Der Amts=diener ward darüber sehr aufgebracht. „Warte nur," sagte er, „ich will Dir schon einmal einen Stein in den Garten werfen!" Dieß war vor mehr als einem Jahre geschehen. Allein der feindselige Mensch hatte seinen Zorn im Herzen behalten, bis er jetzt Gelegenheit gefunden, ihn auszulassen.

Die Rede des Amtmanns: „Wenn Ihr viel=leicht auch einmal von Eurem Hause vertrieben werdet, so denket an meine Worte," war dem Bauer gemeint; sie trafen aber noch mehr den Amtknecht, der heimlich den Bauer falsch berichtet hatte. Allein der rachgierige, eigennützige Böse=wicht, der sie wohl mit angehört hatte, nahm sie nicht zu Herzen. Er forderte von dem Bauer noch ein gutes Trinkgeld, weil er ihm so gut gerathen habe. Der gutmüthige Bauer gab ihm einen Gulden, und der Amtknecht, dem die Worte des Amtmanns doch ein wenig im Kopfe herum=gingen, begab sich in das Wirthshaus, suchte durch

Trunk und Kartenspiel, Possenlieder und Gelächter die ernsten Gedanken zu verscheuchen, und blieb dort mit zwei seiner Trinkbrüder bis spät in die Nacht.

Der gute Stephan hatte sich sogleich aus der Gerichtsstube auf den Heimweg gemacht. Er war sehr niedergeschlagen, und mit langsamen, matten Schritten wanderte er durch den Wald hin. Er blieb unterwegs öfter stehen, ja bei einem großen Kreuze im Walde kniete er nieder, und betete mit fest gefalteten Händen, Gott wolle ihm und seinen Kindern ihre Heimath erhalten. Mit betrübtem Gesichte und nassen Augen näherte er sich seinem Hause.

Anna stand unter der Hausthüre und rief ihm schon von weitem zu: „Nun wie stehts?“

„O Du mein Gott,“ sprach Stephan, „nicht gut! Wir kommen um das Haus.“

Anna schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und weinte und jammerte laut. Sie gingen in die Stube. Alle Kinder fingen an zu weinen, und es entstand ein großer Jammer.

Stephan setzte sich blaß und traurig auf die Ofenbank und schwieg; mit Thränen in den Augen blickte er mehrmal auf seine Kinder, und seufzend zum Himmel. Die Mutter stand, sich an die Wand lehnend, nicht weit von ihm, hielt die Hand vor die Augen, und weinte so heftig, daß die Zähren auf den Stubenboden herabtröpfelten.

Die kleine Marie suchte den Vater zu trösten. „Denkt an Eure eigenen Worte, lieber Vater," sagte sie: „Gott verläßt keinen, der auf Ihn vertraut."

Jakob, der Knabe, sagte zur Mutter: „Weinet doch nicht gar so; Ihr thut ja, als wenn der liebe Gott nicht mehr lebte. Haltet Euch vielmehr an Paulinens Sprüchlein: „In Noth bedenke dieß, Gott lebt und hilft gewiß."

Fräulein Pauline saß in einer Ecke und betete. Sie weinte auch schmerzlich, trocknete aber auf einmal ihre Thränen und rief: „Ja, Gott lebt und hilft! Er hat einst mir geholfen, Er wird

jetzt auch Euch helfen. Ihr werdet sogleich sehen, wie!“ Sie ging eilig zur Thüre hinaus.

Vater und Mutter verwunderten sich. Die Mutter sagte: „Was fällt dem Kinde ein!“ Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Ach, da ist nicht zu helfen!“

Das Fräulein war in ihre Kammer unter dem Dache hinauf geeilt, kam aber sogleich wieder die Stiege herab, und trat in die Stube. Sie hatte das kleine Bildniß ihres verstorbenen Vaters in der Hand. Es war unter Krystallglas verwahrt, in Gold gefaßt, und mit Edelsteinen umgeben.

Pauline betrachtete das liebliche Bild, drückte es an ihre Brust, küßte es — und sprach dann: „Dieses kleine Bild ist das einzige Andenken, das ich von meinem seligen Vater habe. Da er so frühe gestorben ist, und meine Mutter mir entrissen worden, so ist es mir zweimal theuer! Um keinen Preis, nicht um goldene Berge wäre es mir feil. Doch, um Euch, Ihr lieben Leute, aus Eurer großen Noth zu retten, ist es mir nicht zu kostbar.“

Hierauf blickte sie mit Augen voll Thränen zum Himmel und sprach: „Seliger Geist meines Vaters, Du zürnest gewiß nicht — o Du verzeihest mir gewiß, daß ich Dein Bild verschenke, um diese meine Wohlthäter hier aus dieser ihrer großen Noth zu erretten! — Auch meine Mutter, fuhr sie fort, wird, wenn ich sie auch erst im Himmel wieder sehen sollte, nicht unzufrieden mit mir sein. Sie billigt es gewiß, das ich mich Eurer, Ihr guten Leute, erbarme, da Ihr Euch meiner so liebreich erbarmt habt. Ja, der liebe Gott selbst — o mir sagt es mein Herz! — ist mit mir zufrieden. Er will es, daß ich so handle; ich glaube, Er selbst hat mir das eingegeben."

Sie sagte hierauf zu Stephan: „Geht zu einem Goldarbeiter in der Stadt, und verkauft ihm dieses Kleinod. Wenn der Mann redlich ist, so gibt er Euch gewiß so viel dafür, daß Ihr dem unbarmherzigen Bauer Eure Schuld bezahlen und überdieß noch eine Kuh kaufen könnet. Ich hörte meine Mutter mehrmal sagen, das kleine Porträt habe zwei bis drei hundert Gulden gekostet."

Stephan und Anna konnten dieß kaum glauben. Stephan aber sagte: „Wenn das kleine Ding da so viel werth sein soll, so kann ich es schon gar nicht nehmen. Kinder dürfen ohne Wissen ihrer Aeltern Nichts verschenken; am wenigsten etwas so Kostbares.“

„Da habt Ihr vollkommen recht, sagte Pauline, allein die Umstände sind hier ganz besonders. Eure Noth ist so groß, daß Euch auf der Stelle geholfen werden muß. Ich kenne das gute Herz meiner Mutter. Das Bild ist ihr zwar sehr lieb, denn mein seliger Vater hat es ihr einst zum Brautgeschenke gegeben. Allein da es wirklich kein anderes Mittel gibt, Euch zu helfen, so würde Sie selbst willig das kostbare Kleinod hergeben, Euch aus Eurer großen Noth zu erretten. Nehmt es daher ohne Bedenken und verkauft es, damit Ihr von dem hartherzigen Bauer los werdet — und wieder zu einer Kuh kommet.“

Stephan nahm das Bild und betrachtete es sehr aufmerksam. „Ich verstehe mich zwar nichts auf dergleichen Kostbarkeiten, sagte er; ich fürchte

aber, man werde mich auslachen, wenn ich für das Bildlein so viel Geld verlange."

„Das kleine Miniatur-Bild, die Malerei, ist eigentlich nicht so viel werth," sagte Pauline; „das Malen kostete, so viel ich weiß, nur vier bis sechs Dukaten; aber das Gold und die Diamanten haben einen so großen Geldwerth. Doch, laßt mich das geliebte Bild noch einmal sehen, bevor ich mich auf immer davon trenne."

Sie benetzte es mit Thränen; Thränen und Diamanten glänzten unter einander. Die Thränen der kindlichen Liebe aber waren köstlicher in Gottes Augen als die Diamanten.

Stephan sagte: „Wie ich sehe, ist Euch das Bild unendlich lieber, als das Gold und die Edelsteine. Wenn das ist, so ist da leicht zu helfen. Ich lasse das Bild herausnehmen, und bringe es Euch wieder, und verkaufe nur das Gold und die glänzenden Steinlein."

Das Fräulein war über diesen Gedanken höchst entzückt. „Ich bin doch ein recht einfältiges

Mädchen," sagte sie, „daß mir das nicht selbst einfiel. O jetzt ist mir ein schwerer Stein vom Herzen; denn an Gold und Diamanten ist mir und meiner Mutter wenig gelegen. Euch aus der Noth zu helfen, ist mir lieber als Gold und alle Edelsteine der Welt."

Zehntes Kapitel.

Eine andere traurige Begebenheit.

Am folgenden Morgen war Stephan schon sehr früh aufgestanden, um in die Stadt zu gehen. Anna kochte ihm zum Frühstücke eine ungeschmalzene Wassersuppe, und schob ihm zu seinem Mittagessen ein großes Stück schwarzes Brod in die Tasche. Da es heute in der Stadt eben Wochenmarkt war, so gab sie ihm einen Bündel fein gesponnenes Leinengarn mit, um es auf dem Markte zu verkaufen.

Sobald er in der Stadt ankam, ging er sogleich in das Haus des Goldarbeiters und traf ihn in seiner Werkstätte, wo er eben mit dem Blasbalg die Glut anfachte, auf der ein Schmelztiegel stand.

Stephan zog höflich seine Mütze ab, langte das Porträt aus seiner Tasche hervor, und sagte: „Herr Goldschmied, da habe ich etwas Wunderschönes. Sagt mir einmal ehrlich und redlich, was es werth sei. Wenn wir des Handels Eins werden können, so will ich Euch das Gold und die Edelsteine verkaufen. Das Bild aber müßt Ihr mir zuvor herausnehmen, und mir zurückgeben. Denn dieses ist nicht feil."

Dem Goldschmiede fuhr sogleich der Gedanke durch den Sinn, das Porträt sei gestohlen. Er betrachtete es sehr aufmerksam und dachte: „Wie kommt eine solche Kostbarkeit in die Hände eines armen Mannes! Erst gestern wurde mir von der Obrigkeit in Geheim ein Verzeichniß geraubter Kostbarkeiten vorgelesen, mit der Weisung, wenn mir eine oder die andere davon zum Verkaufe angeboten werden sollte, es sogleich anzuzeigen. Das trifft nun recht gut zusammen. Es war auch ausdrücklich eines solchen Porträtes erwähnt. Dieß vortrefflich gemalte Miniaturgemälde mit der köstlichen Einfassung ist es gewiß. Ich werde große Ehre einlegen."

Der Goldarbeiter ließ sich aber von seinem Verdachte gegen Stephan nichts merken. Er sagte bloß: „Wie Ihr seht, habe ich da eben Silber in der Glut, und kann nicht davon gehen. Auch habe ich einige Zeit nöthig, das Bild herauszunehmen, das Gold zu wägen und die Steine zu prüfen, die allerdings sehr schön sind. Kommt in einer halben Stunde wieder — da werdet Ihr nähere Auskunft erhalten, was es mit diesem Kleinode für eine Beschaffenheit habe.“

„Gut, gut,“ sagte der ehrliche Stephan. „Ich will einstweilen mein Garn verkaufen, und dann bei dem Bärenwirthe zu dem Stücke Brod, das ich in der Tasche habe, ein Krüglein Bier trinken.“ Er ging sehr zufrieden, ohne etwas Arges zu denken.

Der Goldschmied wusch sogleich seine rußigen Hände und sein Gesicht, zog seinen Sonntagsrock an, eilte mit dem Porträt zu dem Herrn Oberamtmann, und machte die Anzeige, daß ein armer Mann ihm dieses Porträt zum Verkaufe angeboten habe. Es wurden sogleich zwei Gerichtsdiener

abgesendet, sich des verdächtigen Mannes zu bemächtigen. Sie begaben sich in dem Hause des Goldschmieds in eine Nebenkammer und lauerten auf Stephan.

Stephan kam, trat guten Muthes in die Stube des Goldschmieds und fragte: „Nun, wie steht's mit unserm Handel?“

„Das sollt Ihr sogleich hören,“ sagte der Goldschmied, und öffnete die Kammerthüre. Die

Gerichtsdiener traten heraus, ergriffen den guten Stephan, und führten ihn, so sehr er auch seine

Unschuld betheuerte, vor Gericht. Stephan fing an zu erzählen, wie er zu dem Porträt gekommen. Allein der Oberamtmann, der eben mit Geschäften überladen, und ein sehr hitziger Mann war, sagte ganz kurz: „Dieß zu untersuchen, ist gar nicht meine Sache. Bei dem Kreisgerichte liegt eine Bande Spitzbuben gefangen; unter den Kostbarkeiten, die sie gestohlen haben, ward auch dieses Porträt sehr genau beschrieben. Dorthin muß ich Euch abführen lassen — dort werdet Ihr verhört werden, wie das Porträt in Eure Hände gekommen. Könnet Ihr dort beweisen, daß Ihr weder ein Dieb, noch Diebshehler seid, so soll es mir lieb sein; allein ich fürchte, es werde Euch nicht gut gehen."

Der unschuldige Stephan wurde auf einen Wagen gesetzt; zwei Soldaten mit geladenen Flinten setzten sich zu ihm, um ihn in die Kreisstadt abzuführen. Der ganze Wochenmarkt kam in eine Bewegung, die einem Aufruhre glich. Viele aus der Menge riefen: „Seht, dieser ist auch einer von der berüchtigten Spitzbubenbande; er wird dem Galgen gewiß nicht entgehen."

Mehrere Landleute aber, die auf den Markt gekommen waren, und Stephan kannten, jammerten sehr. „Ach, der arme Mann!“ sagten sie. „Was für ein Jammer wird das für sein Weib und seine Kinder sein? Gott gebe, daß er unschuldig sei, und seine Unschuld an den Tag komme!“

Stephan kam mit seinen zwei Begleitern am Abende des folgenden Tages in der Kreisstadt an. Der Leiterwagen hielt vor einem großen Hause, in dem sich das Kreisgericht befand. Einer der Soldaten stieg ab, das amtliche Schreiben, das man ihm mitgegeben, zu überreichen; der andere Soldat bewachte indeß Stephan. Auch hier liefen viele Leute zusammen, und gafften den betrübten Stephan neugierig an; einige mit Unwillen und Abscheu als einen Uebelthäter; andere mit Bedauern und dem Wunsche, er möchte unschuldig erfunden werden.

Endlich kam der Befehl, den Gefangenen einstweilen in die Frohnfeste abzuführen. Stephan wurde in ein enges Gefängniß gebracht. Es war bereits Nacht. Nach einer Stunde kam der Knecht

des Kerkermeisters mit einer Laterne, brachte eine Schüssel voll Suppe, Brod, und einen Krug mit Wasser, stellte Alles auf den kleinen steinernen Tisch, und wünschte dem Gefangenen gute Nacht, nahm das Licht wieder mit sich, und ließ den armen Stephan in dem finstern Kerker allein.

Der trostlose Stephan fiel in dem Gefängnisse auf die Kniee nieder und betete mit zu dem Himmel empor gestreckten Armen: „O Du barmherziger Gott, erbarme Du Dich meiner! Ach, Du allein siehst mich hier in dieser Finsterniß. Du hörst meine Seufzer und zählst meine Thränen. Ich habe keine andere Zuflucht, als Dich allein! Dir vertraue ich! Du bist auch hier zugegen. Mauern und eiserne Riegel können Dir nicht wehren, mir zu helfen. O laß mein inbrünstiges Flehen nicht unerhört, und hilf mir!“

„Erbarme Dich, Du lieber barmherziger Gott, über mein Weib und meine Kinder! Ach, wie traurig und betrübt werden sie sein, daß ihnen der Vater genommen worden, daß ich so viele Meilen weit von ihnen im Gefängnisse liege! O

wie arm sind sie! Schon seit langer Zeit haben sie kein Löffelein Milch mehr bekommen, die ihnen die liebste Nahrung war; nun wird es ihnen auch bald an Brod fehlen, weil mein Arm ihnen keines mehr verdienen kann. Ja, sogar aus dem Hause will man sie auf die Gasse hinausstoßen; man will ihre Heimath verkaufen. O Du mein Gott! wo werden sie dann, arm, verlassen und ohne Hülfe, in der weiten Welt umher irren, während ich hier gefangen liege, und nichts mehr für sie thun, nicht einmal ihnen ein Wort des Trostes sagen, oder ihnen einen guten Rath geben kann?"

„O, ich bitte Dich, liebster bester Vater im Himmel! Erbarme Du Dich ihrer! Erhöre mein Gebet, mit dem ich unter heißen Thränen für sie flehe. Ich weiß es gewiß, auch sie beten weinend und jammernd für mich! Erhöre, erhöre ihr und mein Gebet! Auch Pauline, das gute Kind, betet gewiß für uns Alle. O erhöre unser Aller gemeinschaftliches Gebet!"

„Ach, die gute liebevolle Pauline!" sprach er weiter; „sie war, so schwer es sie ankam, bereit,

jenes kostbare Kleinod, das einzige, was sie noch von ihren Aeltern hatte, herzugeben, um uns zu helfen — Du, guter Gott, bist unendlich liebevoller! Dich kostet es nichts, uns zu helfen. O so hilf uns denn! Errette, errette uns aus unsrer großen Noth!“

„Du, o Gott, weißt es, daß ich unschuldig in diese Diebsgeschichte verwickelt worden. Auch eine gerechte Obrigkeit wird, wie ich nicht zweifle, am Ende meine Unschuld anerkennen! Aber da, wie ich höre, so viele Räuber und Diebe zu untersuchen sind, so können die Untersuchungen Jahre lang währen. Und wie wird es inzwischen meinen armen Kindern und ihrer Mutter ergehen! O Gott, eile, eile mir zu helfen! Du nur kannst dieser traurigen Geschichte schnell ein Ende machen! Oeffne mir denn diese Kerkerthüre recht bald, führe Eltern und Kinder wieder zusammen — und auf den Knieen wollen wir Dir danken, und Dir, so lang wir leben, unsern Dank durch ein frommes Leben bezeigen.“

Auf dieses Gebet fühlte Stephan sein Herz viel leichter. Er stand getrost auf und sprach:

„Es bleibt doch wahr, und ich erfahre es auf's Neue: Kummer und Sorgen treiben zum Gebete, und das Gebet vertreibt Kummer und Sorgen — es macht uns vertrauter mit Gott. Und das ist doch das Beste, daß wir uns recht an Gott halten, und uns Ihm ganz übergeben. Gegen diese Gemeinschaft mit Gott sind alle Schätze und Freuden der Welt nichts. Deßhalb, um uns näher zu sich zu ziehen, läßt Gott auch, denke ich, so vielerlei Leiden über uns Menschen kommen."

So sprach er, und legte sich auf sein ärmliches Lager.

Eilftes Kapitel.

Eine höchst seltene Erscheinung in einem Gefängnisse.

Der gute Stephan konnte, obwohl er viel ruhiger war, in dem Gefängnisse fast die ganze Nacht nicht schlafen. Er dachte mit weinenden Augen an Weib und Kinder. Doch tröstete er sich mit seiner Unschuld; noch mehr tröstete ihn sein Vertrauen auf Gott. Erst gegen Tag schlief er ein Paar Stunden. Als er aufwachte, blickte er in dem engen Kerker mit Schrecken um sich. Das kleine Fenster war mit Eisen vergittert, die eichene Thüre mit Eisen beschlagen, und der Boden mit Ziegelsteinen gepflastert. Der Morgen kam ihm sehr lange vor.

Als endlich die Mittagssonne durch das Eisengitter herein schien, und der rothe Glanz auf dem

Steinpflaster auch die Mauern des Gefängnisses mit röthlichem Lichte erhellte, kam der Knecht des Kerkermeisters mit dem Mittagsessen. Stephan fragte, ob man nicht bald sein Verhör vornehmen werde. „Heute noch nicht," sagte der Mann, in ein weiteres Gespräch ließ er sich aber nicht ein. Eben so ging es bei dem Abendessen. Es fiel dem guten Stephan sehr schwer, die zweite Nacht in dem Gefängnisse zubringen zu müssen. Er legte sich angekleidet auf das dürftige Lager, das nur aus Stroh, einem Kopfkissen und einer wollenen Decke bestand. Er hörte in der tiefen Stille der Nacht die Uhr, von einem entfernten Thurme her, schlagen und zählte jede Stunde.

Es hatte eben eilf Uhr geschlagen — da hörte er draußen auf dem Gange, der zu seinem Gefängnisse führte, Tritte. Ein Bund Schlüssel klirrte, die Thüre des Gefängnisses ging auf. Er sah den Kerkermeister, nicht wie bisher nur den Knecht, draußen vor der Thüre, mit einer Laterne in der einen Hand, und mit abgezogener Mütze in der andern stehen. Ein Bedienter in scharlachrother

Livre mit goldenen Borden trat mit zwei brennenden Kerzen auf glänzenden Leuchtern herein, und stellte sie auf den kleinen Tisch des Gefängnisses. Zwei ansehnliche Frauen mit Hüten von schwarzem Sammet und in schwarzen seidenen Mänteln folgten

ihm. Ein vornehmer Herr in goldgestickter Uniform, mit einem Degen an der Seite und dem Hute in der Hand, begleitete sie. Ein anderer Bediente brachte ein Paar Sessel.

Stephan stand auf, nahm die Mütze ab, und verbeugte sich vor den unerwarteten Gästen, so tief

er konnte. Alle betrachteten ihn eine Weile stillschweigend.

„Lieber Freund," sagte endlich die Frau, die zuerst herein gekommen war, „ich habe Mehreres mit Euch zu sprechen. Setzt Euch auf Euer Bett," sprach sie, indem sie selbst und ihre Begleiterin auf den zwei Sesseln Platz nahmen.

Sie sprach nun weiter: „Ich hoffe, mein guter Stephan, Ihr werdet in Eurem Verhöre vor dem Oberamte die Wahrheit gesagt haben; ja Ihr werdet mich davon vollkommen überzeugen, wenn Ihr über Das, was ich Euch jetzt fragen werde, mir richtige Antworten geben könnet."

Die Frau legte nun dem Stephan eine Menge Fragen vor: „Ob er das kleine Bild, das sie ihm zeigte, wirklich aus der Hand eines adeligen Fräu=leins erhalten habe; wie das Fräulein heiße, wie alt es sei und wie groß; was dieser Pauline Augen und Haare für eine Farbe haben; was für Kleider sie angehabt; wann, wo, und wie Stephan sie angetroffen; wo sie seit jenem Raubanfalle sich

aufgehalten; ob sie ihm nicht den Namen ihres Vaters und ihrer Mutter gesagt habe; was sie ihm sonst von ihren Aeltern erzählt habe; wie es komme, daß Stephan das theure Eigenthum Paulinens verkaufen wollte?“

Diese und noch viele andere Fragen beantwortete Stephan mit freudiger Zuversicht und zur vollkommensten Zufriedenheit der Frau. Sie brach in reichliche Thränen aus und rief: „Ja, sie ist es! Sie ist meine Tochter, die ich für verloren hielt! O wie dank ich Dir, Vater im Himmel, daß Du sie mich wieder finden lässest! — Auch Euch, guter, ehrlicher Stephan und Eurer guten Hausfrau bin ich vielen Dank schuldig. Ist aber meine Tochter gewiß noch in Eurem Hause?“

„Ganz gewiß,“ sagte Stephan; „ich ließ sie dort. Schicken Sie hin, und Sie werden es erfahren. Ich gehe gewiß nicht mit Ränken und Schwänken um.“

„Nun wohl,“ sprach die Frau höchst erfreut, und wandte sich zu dem Herrn in der goldgestickten

Uniform. „Was halten Sie von der Geschichte, Herr Präsident?“ sagte sie. „Könnte der ehrliche Mann nicht auf der Stelle aus dem Gefängnisse entlassen werden? Ich denke, ihn mit mir nach Hause zu nehmen, und morgen vor Anbruch des Tages mit ihm zu meiner Tochter zu reisen. Was sagen Sie dazu?“

Der Präsident, der den Stephan mit durchdringenden Blicken betrachtet und aufmerksam auf jedes seiner Worte gehorcht hatte, sagte: „Ich bin von der Unschuld des Mannes überzeugt. Er mag mit Ihnen gehen. Allein ihn aus der Stadt zu entlassen, geht nicht so schnell. Er muß erst noch über die Begebenheit und über Alles, was über die Räuber einigen Aufschluß geben könnte ausführlich zu Protokoll vernommen werden.“

„Nun wohl,“ sagte die Frau von Grünthal und stand auf, „so kommt denn mit uns, lieber Stephan!“

Beide Frauen verließen das Gefängniß, und der Präsident begleitete sie. Stephan, der über

seine ehrenvolle Befreiung Freudenthränen vergoß, folgte ihnen. Unten am Eingange zur Frohnfeste stand eine prächtige Kutsche. Der Präsident half den zwei Frauen in die Kutsche einsteigen, und setzte sich zu ihnen.

Stephan bat den Kutscher und sagte zu ihm: „Ei wie, laßt mich zu Euch auf den Bock sitzen! Ich komme sonst der Kutsche nicht nach, und möchte dann mich in der finstern Stadt verirren, und das Haus nicht finden."

Allein Frau von Grünthal rief aus der Kutsche heraus: „Ihr müßt zu uns herein sitzen, lieber Stephan."

„O das thue ich recht gern," sagte Stephan, „wenn Sie es mir nicht zu einer Grobheit anrechnen wollen, daß ich so frei bin."

Er stieg eilends ein, und die Kutsche fuhr vor das Haus, in dem beide Frauen wohnten. Beide gingen mit Stephan in das Haus. Als sie in das Zimmer traten, schlug die Uhr, die auf einem marmornen Wandtische stand, eben zwölf

Uhr. „Es ist schon spät," sagte Frau von Grünthal; „darum gute Nacht für heute, mein lieber Stephan! Morgen haben wir noch Vieles mit einander zu reden. Schlaft recht wohl — auf die ausgestandenen Schrecken."

Stephan wurde von einem Bedienten in ein so prächtiges Schlafzimmer geführt, dergleichen er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Der Bediente stellte den silbernen Leuchter mit dem hellbrennenden Wachslichte auf den Tisch, der mit einem farbenreichen Teppich bedeckt war, wünschte dem Stephan ganz überaus freundlich gute Nacht, und entfernte sich.

Dem guten Stephan aber war es, als träumte ihm, da er sich aus dem traurigen Gefängnisse in ein so freundliches Zimmer versetzt sah. Um sich zu überzeugen, daß er wirklich wache, zwickte er sich in das Ohrläppchen. „Ja, ja," sagte er freudig, „es ist nicht anders. Es ist kein Traum, ich wache! Gott sei tausendmal Lob und Dank!"

Er fiel auf die Kniee nieder und betete: „Guter, lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mein Gebet sogleich erhört, meine Unschuld an den Tag gebracht, mich aus dem Gefängnisse erlöst, und dem guten Fräulein Pauline und ihrer Frau Mutter so große Freude bereitet hast.“

Zwölftes Kapitel.

Geschichte der vermißten Mutter.

Als Stephan am folgenden Morgen erwachte, war die Sonne bereits aufgegangen, und schien durch die hohen Fenster hell und freundlich in das lieblich ausgemalte Zimmer. Stephan eilte sich anzukleiden, und betrachtete die Gemälde in goldenen Rahmen mit neuer Verwunderung, denn gestern hatte er sich nicht Zeit genommen, sie näher zu betrachten. Es waren lauter Porträte von Herren und Frauen in Lebensgröße.

„Die Bilder müssen viel Geld gekostet haben!“ dachte er; „da jenes kleine Miniatur=Bild schon bei sechs Dukaten kostete, so mag ein so großes Miniatur=Bild wohl eben so viele hundert Gulden kosten. Und dann erst die großen Rahmen, die,

wie ich sehe, ganz von Gold sind! — In denen steckt ein schweres Geld. Es ist aber doch nicht recht, daß man das Gold so an den Wänden herum hängt. Wie vielen armen Leuten könnte man damit aus der Noth helfen!“ Er wußte nicht, daß man mit einem Dukaten eine Menge Holz so schön vergolden könne, als wäre es lauter Gold.

Jetzt kam der Bediente, wünschte ihm freundlich wohl geruht zu haben, und rief ihm zum Frühstücke. Beide Frauen saßen an einem Tischchen und tranken

Schokolade. Frau von Grünthal nahm die Tasse, die für Stephan bereit stand, schenkte ein, und reichte

sie ihm. Stephan verkostete das braune Getränk, machte ein krauses Gesicht und sagte: „Das ist ein kurioser Kaffee; das Zeug da kommt mir vor, als schmecke es nach der Apotheke. Wenn ich so grob sein dürfte, wollte ich mir lieber eine tüchtige Zwiebelsuppe ausgebeten haben, und ein Gläslein Schnapps dazu.“

Die Frauen lächelten, und Frau von Grün=thal befahl dem Bedienten, Stephans Wunsch zu erfüllen. Der Bediente brachte die Suppe und ein Kelchgläschen voll Pomeranzengeist. Stephan ließ sich die Suppe wohl schmecken und trank dann das Gläschen fast auf einen Zug aus. „Ach!“ sagte er, „das ist ein guter Branntwein; einen solchen hab' ich noch nie über die Zunge gebracht.“

Stephan mußte hierauf den zwei Frauen Paulinens ganze Geschichte, von dem Augenblicke an, da er sie im Walde gefunden, bis zur Stunde, da sie ihm das Porträt übergab, ausführlich und der Ordnung nach erzählen. Er that es mit tausend Freuden, und beide Frauen hörten ihm sehr aufmerksam zu. Paulinens Mutter wurde

mehrmals innigst gerührt — besonders als Stephan erzählte, wie lieb Pauline ihre Mutter und ihren seligen Vater habe, wie sie so fromm und fleißig sei, wie sie seine Kinder unterrichtete, wie dankbar sie gegen ihn und seine Hausfrau gewesen, wie sie seiner Noth sich erbarmt habe, wie es sie aber so hart angekommen, das Bild wegzugeben.

„Ja, ja," sagte er, „das Mitleid mit mir und meinen Kindern, und die Liebe zu ihrem seligen Vater haben in ihrem Herzen recht gestritten. Ach, wie schmerzlich hat sie geweint, als sie meinte, sich von dem Bilde des seligen Vaters auf immer trennen zu müssen! Sie hat das Bild mehrmal geküßt und mit Thränen benetzt!" Auch Frau von Grünthal fing an herzlich zu weinen.

Stephan sagte hierauf: „Aber nun, gnädige Frau, ist es an Ihnen, auch mir zu erzählen. Wie um alle Welt konnten Sie denn so plötzlich verschwinden, als habe sie Habakuks Engel davon geführt? Warum ließen Sie denn gar Nichts von sich hören, und erkundigten sich nicht nach Ihrem Kinde, da Sie doch, wie ich sehe, eine so gute Mutter

sind? Wo haben Sie derweilen gesteckt, und wie ging es zu, daß Sie so auf einmal um Mitternacht zu mir in das Gefängniß kamen und mich aus dem schauerlichen Kerker erlösten? Ich bin gar zu begierig, dieses Alles recht genau inne zu werden!“

Die Frau von Grünthal erzählte ihm Alles ausführlich; die Geschichte war aber kurz diese:

Nachdem Frau von Grünthal dort im Walde an der Landstraße, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben, liegen geblieben, der Kutscher entflohen und Pauline, um Hülfe zu suchen, dem nächsten Dorfe zugeeilt war — kam bald darauf eine andere Kutsche auf der Landstraße daher gefahren. Herr von Eichburg und seine Gemahlin, die sich auch vor dem Feinde flüchteten, befanden sich darin. Sobald sie die umgestürzte Kutsche und die hülflose Frau nächst der Straße erblickten, ließen sie sogleich halten, und stiegen aus, um der unglücklichen Frau, die verlassen und blutend am Wege lag, zu Hülfe zu kommen.

Als Frau von Eichburg näher kam, schlug sie voll des höchsten Schreckens die Hände zusammen und rief: „Ach Gott, es ist die Frau von Grünthal, meine liebste, beste Freundin!“ Sie kniete neben ihr nieder, richtete sie etwas auf, schloß sie in ihre Arme, nannte sie freundlich beim Namen,

und fragte unter reichlichen Thränen mehrmal: „Sophie, liebste Freundin, hörst Du mich denn nicht mehr? Kennst Du meine Stimme nicht mehr? Ich bin es, deine treue Freundin Amalia! Ach blicke mich nur an! Drücke mir nur die Hand, zum Zeichen, daß Du mich höreſt.“

Allein die unglückliche Frau athmete zwar noch, hatte aber die Augen geschlossen, und schien auch

nicht mehr zu hören und Nichts mehr um sich zu wissen.

„Ach Gott," sagte die bekümmerte Freundin, „ich fürchte, sie verscheide mir in den Armen! Was fangen wir doch an?"

Herr von Eichburg, ihr Gemahl, der voll stummen Schmerzens mit gefalteten Händen dabei stand, sprach: „Alles, was wir jetzt thun können, ist, daß wir sie in unsern Wagen bringen. Ihre Kutsche scheint nur eine Miethkutsche zu sein; sie ist sehr beschädigt und kaum mehr zu gebrauchen, und der Kutscher ist ja entlaufen. Allem nach ist die gute Frau unter die Räuber gerathen, weil ihr Koffer abgeschnitten und die Kutsche ausgeplündert ist."

Frau von Eichburg nahm nun ihr weißes, feingesticktes Tuch vom Halse, und verband sorgsam und voll des innigsten Mitleidens die blutende Wunde ihrer Freundin. Sie brachte mit Hülfe ihres Gemahles, der Kammerjungfer und des Bedienten, die geliebte Freundin in ihren Reise-

wagen, und Herr von Eichburg befahl dem Kutscher, eilig weiter zu fahren. Er hatte im Sinne, sich auf sein Schloß Eichburg zu flüchten, das einsam in einer waldigen Gegend lag, wo er sich und seine Gemahlin vorerst vor dem Feinde sicher zu sein glaubte.

Allein seine Gemahlin sagte: „Ich halte es nicht für rathsam, noch heute nach Eichburg zu fahren. Wir haben noch sechs Stunden dahin; die bedauernswerthe Verwundete aber hat eiligste Hülfe nöthig. Wir wollen uns in die Stadt begeben, wohin es nur mehr eine Stunde ist. Es wird dort nicht an einem geschickten Arzte fehlen, dem wir unsre liebe Freundin anvertrauen können, und der ihr sobald als möglich Hülfe leiste.“

Herr von Eichburg bedachte sich lange stillschweigend und sagte endlich: „Es wird doch besser sein, wir fahren ohne allen Aufenthalt geradezu auf unser Schloß. Die Stadt ist, wie ich hörte, theils mit Militär, theils mit geflüchteten Menschen so überfüllt, daß wir kaum ein Unterkommen finden, und der kranken Freundin wenig Bequemlichkeit

verschaffen können. Und dann wäre dort unsers Bleibens doch nicht. Denn ich bin überzeugt, daß die Feinde, die uns auf dem Fuße folgen, vielleicht schon morgen Vormittag dort einrücken werden. Zu Eichburg hingegen sind wir zu Hause und in unserm Eigenthume; und die Feinde werden uns nicht daraus vertreiben. Die feindliche Armee nimmt ihren Zug gewiß nicht nach jenen Wäldern, sondern bleibt auf der Heerstraße, und von kleinen Streifzügen haben wir in dem ziemlich festen Schlosse nichts zu fürchten. In zwei bis drei Stunden können wir mit unsern guten Pferden dahin gelangen. Dort können wir unsre kranke Freundin auf's Beste verpflegen. Eine kleine Stunde davon, zu Buchenthal, dem Marktflecken, durch den wir kommen, befindet sich ein Wundarzt, dessen Geschicklichkeit bekannt ist. Diesen nehmen wir sogleich mit uns nach Eichburg. Dort können wir dann bleiben, so lange wir es für nöthig erachten werden."

Seine Gemahlin stimmte ihm bei. Sie ver-
ließen daher, eine halbe Reisestunde von der Stadt,

die Landstraße und schlugen den Weg nach Eich=burg ein. Sie kamen glücklich dort an, wo der Schloßverwalter und Jäger, die dort wohnten, hoch erfreut waren, ihre Herrschaft nach langer Abwesenheit wieder zu sehen.

Der Arzt fand die Kopfwunde der guten Frau zwar sehr gefährlich, gab jedoch nicht alle Hoff=nung auf, sie zu retten. Es besserte sich auch mit ihr, aber sehr langsam. Wohl drei Wochen lag sie in einer Betäubung. Endlich an einem heitern Morgen erwachte sie wie aus einem schweren Schlafe, und kam zur vollkommenen Besinnung. Sie blickte in dem fremden, alterthümlichen Zimmer lange verwundert umher; sie wußte nicht, wie sie hieher gekommen, und was Alles mit ihr vorge=gangen sei. Sobald sie aber die Frau von Eich=burg erblickte, streckte sie beide Arme nach ihr aus, und rief: „Gott grüße dich, liebste Amalie! Wo ist meine Tochter Pauline?“

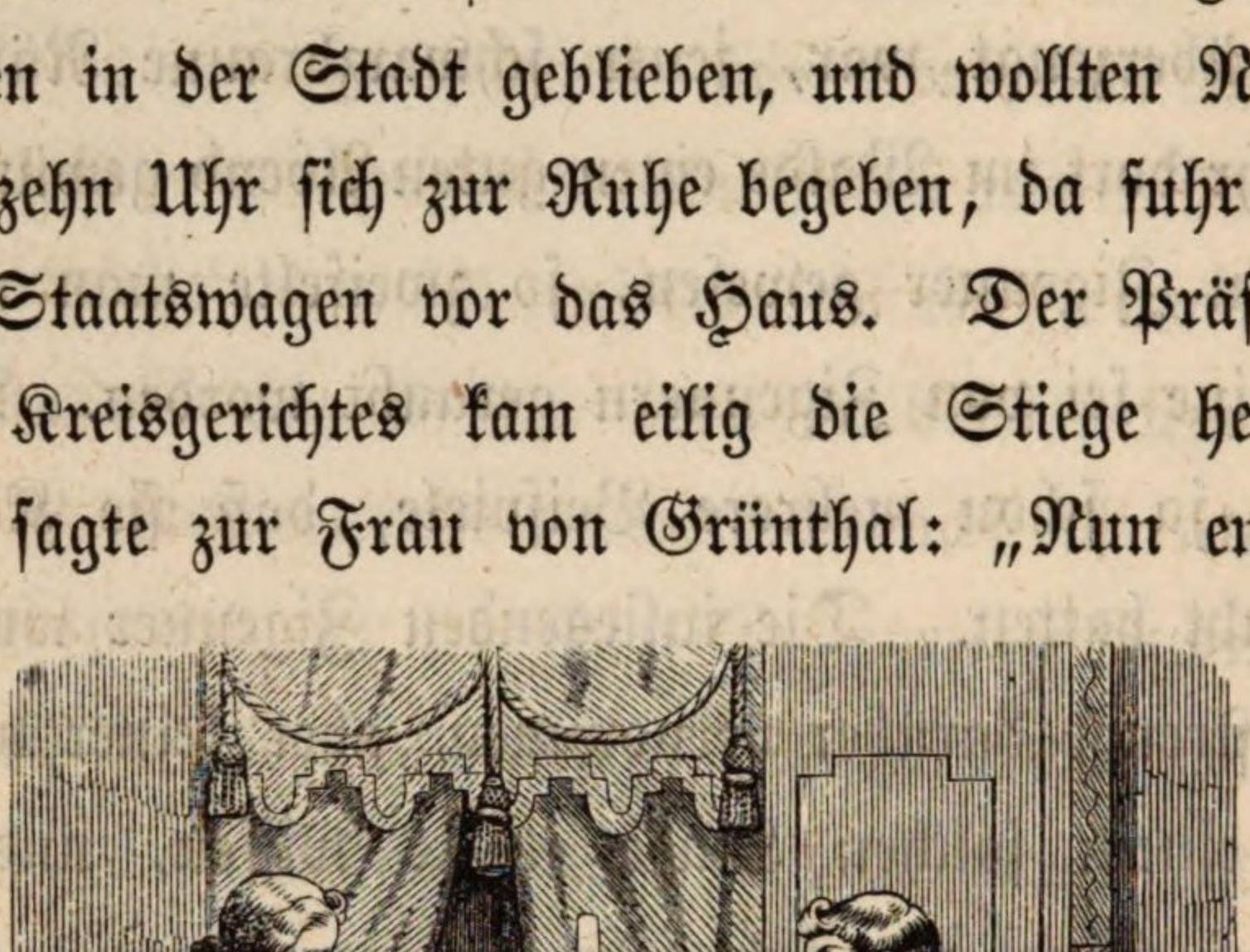
Frau von Eichburg hatte auch schon öfters an das gute Kind gedacht; sie wußte indeß nicht,

daß die Mutter ihre Tochter auf der Reise bei sich gehabt habe; sie meinte, Pauline befinde sich in der Erziehungsanstalt, wohin sie zu schicken die Mutter im Sinne hatte. Sie war sehr darüber erschrocken, daß man durchaus nicht wissen konnte, wo das Fräulein sich befinde, ja ob es noch am Leben sei. Die Mutter bemerkte die Verlegenheit ihrer Freundin, und ward, als diese ihr nichts Gewisses von der geliebten Pauline sagen konnte, so erschüttert, daß ihr Gesundheitszustand sich auf's Neue sehr verschlimmerte. Zu großer Betrübniß beider Frauen war es gegenwärtig unmöglich, sich nach dem Fräulein zu erkundigen; denn jene ganze Gegend, wo die Kutsche von Räubern angefallen worden, war jetzt von dem Feinde besetzt.

Das Schloß Eichburg wurde, da es sehr geräumig war, von dem Feinde, der immer weiter vordrang, nach einiger Zeit zu einem Militärspitale bestimmt. Herr von Eichburg begab sich deßhalb mit den zwei Frauen in die Kreisstadt. Dort machte er bei dem Kreisgerichte die Anzeige von dem an Frau von Grünthal begangenen Raube.

Von einer berüchtigten Räuberbande lagen bereits mehrere in der Kreisstadt gefangen, die beinahe lauter Zigeuner waren. Da nun Frau von Grünthal überzeugt war, jener schwarzbraune Räuber, der ihr dort im Walde einen guten Abend gewünscht, sei ein Zigeuner gewesen, so zweifelte man nicht, Pauline sei von Zigeunern geraubt worden. Man hatte ja schon mehrere Beispiele, daß sie Kinder geraubt hatten. Die inliegenden Zigeuner wurden sehr strenge darüber vernommen, aber keiner wollte von einem solchen Kinde etwas wissen, und die Untersuchung zog sich sehr in die Länge. Auch läugneten alle durchaus, daß sie ein Porträt, wie das beschriebene, gesehen hätten, obwohl sie viele Diebstähle anderer Dinge von Werth willig eingestanden hatten. Da der Postenlauf, der wegen des Krieges längere Zeit unterbrochen war, erst seit wenigen Tagen wieder eröffnet worden, so wurden einstweilen die Amtsgerichte aufgefordert, den gestohlenen Sachen und namentlich diesem Porträte nachzuforschen, um vielleicht noch anderen Dieben auf die Spur zu kommen.

Herr von Eichburg, der sich vollkommen hergestellt fühlte, war zu seinem Regimente abgereist, bei dem er Rittmeister war. Die beiden Frauen waren in der Stadt geblieben, und wollten Nachts um zehn Uhr sich zur Ruhe begeben, da fuhr noch ein Staatswagen vor das Haus. Der Präsident des Kreisgerichtes kam eilig die Stiege herauf, und sagte zur Frau von Grünthal: „Nun endlich



haben wir eine Spur von Fräulein Pauline. Da sehen Sie einmal, kennen Sie dieses Bild?“

„Ach,“ rief sie erschüttert, „das ist das Bild meines seligen Gemahles, das mir auf meiner

unglücklichen Reise geraubt wurde. Allein was wissen Sie von Pauline?“

Der Präsident las ihr den Bericht vor, der ihm, nebst dem Porträte, unter andern Paketen, erst diesen Abend vorgelegt worden. Frau von Grünthal wünschte, den Mann augenblicklich selbst zu sprechen. Der menschenfreundliche Präsident erbot sich, in seinem Wagen mit ihr zu ihm zu fahren, obwohl der Mann sich in einem Gefängnisse befand.

„Und so,“ schloß Frau von Grünthal ihre Erzählung, „ist es gekommen, daß wir Euch, mein guter Stephan, noch so spät in der Nacht einen Besuch gemacht haben.“

„Nun, nun,“ sagte Stephan am Ende der Erzählung; jetzt begreife ich sehr wohl, daß ich die gnädige Frau nirgends aufstöbern konnte. Ich habe Sie nur immer in der Nachbarschaft gesucht. Daß Sie so weit gereist sein könnten, ohne irgendwo einzukehren, fiel mir gar nicht ein. Wenn ich aber auch Ihren Aufenthalt gewußt hätte, so hätte ich doch nicht dahin kommen können. Die Feinde,

die unsern Amtsbezirk besetzt hielten, ließen Niemanden über ihre Vorposten hinaus. Indeß sehe ich aus der ganzen Geschichte, daß der liebe Gott recht liebreich für die gnädige Frau gesorgt hat. Er schickte ihr in ihrer Noth die besten Freunde zu. Engel vom Himmel hätten sich ihrer nicht sorgfältiger annehmen, und sie nicht besser verpflegen können. Auch das liebe Fräulein hat Gott zu Leuten geführt, die zwar nicht viel mit ihr zu theilen hatten, aber es doch so von Herzen gut mit ihr meinten, daß sie das Herz aus dem Leibe mit ihr getheilt hätten."

Dreizehntes Kapitel.

Die Unschuld eines ehrlichen Mannes anerkannt.

Ein Gerichtsdiener meldete nun, Stephan habe vor Gericht zu erscheinen. Frau von Grünthal sagte, er werde sogleich kommen; es sei nicht nöthig, daß der Gerichtsdiener warte, um ihn dahin zu führen, sie werde diesen ihren guten Freund durch ihren Bedienten dahin begleiten lassen.

Der Rath des Kreisgerichtes, der Stephan auf Auftrag des Präsidenten zu verhören hatte, war eben nicht unfreundlich gegen Stephan, aber sehr ernsthaft; er hieß ihn niedersitzen und legte ihm eine Menge Fragen vor. Stephan beantwortete sie zur vollkommensten Zufriedenheit des

Rathes. Der Aktuar brachte alle Antworten Stephans zu Papier. Am Ende des Verhörs, das bei zwei Stunden währte, fragte der Rath noch, ob Stephan nicht noch sonst etwas wisse, was auf die Spur der Räuber führen könnte; ob man in jener Gegend Niemanden in Verdacht habe, oder ob ihm sonst nicht ein kleiner Umstand bekannt sei, aus dem man Verdacht schöpfen könnte?

„Hum," sagte Stephan, „eben fällt mir wieder ein solcher Verdacht ein, den ich schon einmal hatte; ich denke aber, es wird wohl nichts daran sein." Als ich in jener Nacht mit meinem Nachbar Michel auf dem Platze im Walde, wo die Kutsche umgeworfen worden, angekommen war, und mit der Laterne umher zündete, sahen wir auf dem Boden eine Tabackspfeife liegen. Die wird dem Kutscher gehören, dachte ich, denn die zwei Frauenzimmer werden wohl nicht Taback rauchen. Wir wollten die Pfeife dem Kutscher übergeben; allein der Kutscher sagte, er kenne die Pfeife nicht, sie gehöre nicht ihm. Die Bäckerin vermuthete, sie werde ihrem Knechte gehören; sagte aber, Michel solle

sie behalten, sie werde dem Knechte eine andere verschaffen. Eine Zeit nachher saß Michel in dem Wirthshause zu Hohenwald, und rauchte aus der Pfeife. Da rief der Amtknecht, Namens Schroff, unwillig und trotzig: „Kerl, wie kommst Du zu meiner Tabackpfeife?“ Michel sagte: „Ich habe sie auf dem Platze gefunden, wo die Spitzbuben jene Frau geplündert haben.“ „Nun, sagte Schroff, so haben die Spitzbuben mir die Pfeife gestohlen, und sie dort verloren. — Aber wie, laß mich die Pfeife einmal näher betrachten!“

„Michel gab sie ihm. „Nein,“ sagte der Amtknecht, „es ist nicht meine Pfeife, sie sieht ihr nur gleich. Da hast du sie wieder.“ Michel sagte mir von diesem Gespräche. Allein ich dachte, der Amtknecht, der in einem öffentlichen Amte steht, könne ja unmöglich eine solche Uebelthat begehen; er werde vielmehr sich geirrt haben, als er die Pfeife für die seinige ansah. Ich ließ es gut sein. Ich fürchtete, da Schroff seit einem Jahre feindselig gegen mich gesinnt war, so könne mein Verdacht vielleicht auch aus einem feindseligen Herzen

herrühren. Jetzt aber, von der Obrigkeit aufgefordert, muß ich ja reden."

Der Rath befahl dem Aktuar, auch diesen Umstand zu Protokoll zu nehmen. Das Protokoll wurde nun geschlossen, und dem Stephan vorgelesen. Er fand es ganz richtig, und sollte es nun unterzeichnen.

Stephan seufzte und sagte: „Das wird mich Schwitzen kosten; ich habe, seit ich in die Schule ging, fast keinen Buchstaben mehr geschrieben. Indeß will ich es einmal wagen." Er brauchte sehr lange, seinen Namen zu schreiben. Es gelang ihm jedoch so ziemlich. Wer den Namen schon zuvor wußte, konnte ihn mit einiger Mühe herausbringen.

Der Rath sagte nun zu Stephan: „Eure Rechtfertigung genügt. Ihr seid hiemit von hier entlassen. Uebrigens wird man Euch ein Schreiben an euer Amtsgericht mitgeben, das Ihr sogleich zu übergeben habt. Dort werden Euch noch einige Fragen vorgelegt werden."

Stephan kam hocherfreut zu Frau von Grünthal zurück, und erzählte, daß es ihm gut gegangen sei. „Allein das Verhör," sagte er, „das Sie, gnädige Frau, mit mir vorgenommen haben, gefiel mir doch besser."

„Nun wohl," sagte die Frau von Grünthal, „jetzt essen wir noch etwas Weniges zu Mittag und reisen dann unverzüglich nach Tiefenbach. Alle Anstalten zur Reise sind bereits gemacht, und der Wagen ist gepackt. Meine Freundin, Frau von Eichburg, ist so gütig, mich zu begleiten."

Stephan mußte mit den zwei Frauen zu Mittag essen. Bevor sie noch ganz abgespeist hatten, meldete ein Bedienter, der Reisewagen sei vorgefahren. Die Frauen standen augenblicklich auf, sagten aber zu Stephan, er solle seinen Braten vollends verzehren. Er beeilte sich, so gut er konnte. Nachdem er fertig war, und sein Glas Wein ausgetrunken hatte, schenkte ihm Frau von Grünthal noch einen Mantel von blauem Tuche, der zwar schon etwas getragen, aber noch wie neu war. „Die Morgen und Abende sind ziemlich kalt," sagte sie; „Ihr habt meine

Tochter in Euren warmen Mantel gehüllt; es ist also billig, daß ich Euch auch wieder mit einem Mantel bekleide.“

Stephan dankte und sagte: „In dem schönen Mantel, so wie in dem feinen, neuen Hut, den mir die gnädige Frau geschenkt hat, sehe ich doch etwas gleich; in meinem Kittel und meiner alten Pelzmütze wäre es nicht schicklich gewesen, mit so vornehmen Frauen zu fahren. Nun aber wird man mich fast für einen gnädigen Herrn halten.“

Die zwei Frauen gingen nun hinab zur Kutsche, die vor der Pforte hielt, und stiegen ein; Stephan mußte wieder bei ihnen in der Kutsche Platz nehmen; was er denn, nicht ohne ein wenig stolz um sich zu blicken, auch gethan hat.

Vierzehntes Kapitel.

Die Räuber entdeckt und bestraft.

Die beiden Frauen kamen am folgenden Tage gegen Abend in der Oberamtsstadt an, und stiegen bei dem Gasthofe zur goldenen Rose ab. Stephan eilte sogleich, ohne das Gasthaus mit einem Fuße zu betreten, in das Amthaus, und übergab das Schreiben. Der Oberamtmann las es, begab sich in die Kanzlei, ließ den Rosenwirth, den Bäckermeister und Bäckerknecht rufen. Ihre und Stephans Aussagen stimmten genau überein. Der Oberamtmann wurde von Stephans Unschuld noch mehr überzeugt, glaubte aber, jene Tabackspfeife, die Stephan im Walde gefunden, könne auf die Entdeckung der Schuldigen führen. Er fertigte an den Amtmann zu Hohenwald, der in sein Oberamt gehörte, auf der Stelle einen Gerichtsdiener mit einem Schreiben ab, und gab ihm noch

zwei bewaffnete Polizeisoldaten mit. Sie kamen spät in der Nacht zu Hohenwald an und ließen den Amtmann wecken. Der Amtmann las das Schreiben mit Erstaunen, und ließ seinen Amtknecht Schroff kommen. Er kam und brachte sogleich Ketten mit. „Soll' ich etwa einen Uebelthäter schließen?" rief er voll Schadenfreude; „da bin ich immer gleich bei der Hand."

Der Amtmann sagte: „Ich fürchte, ich werde von den Ketten einen Gebrauch machen müssen, der dir nicht lieb sein wird. Man beschuldigt dich des Straßenraubes."

„Mich! Mich!" rief Schroff auffahrend, „wer kann das? Den will ich sehen." Er betheuerte seine Unschuld mit vielen Schwüren.

Der Amtmann hatte noch in der Nacht einen der zwei Soldaten nach Tiefenbach abgefertigt, den Michel Schaal dort abzuholen, und dessen Tabackspfeife mitzubringen, hielt sie nun dem Amtsdiener vor und sprach: „Kennst Du diese Tabackspfeife hier?"

Schroff lächelte, und sagte: „Diese Pfeife sieht der meinigen, die ich verloren habe, allerdings gleich. Ich gestehe es, ich selbst habe sie einmal dafür angesehen. Sie ist es aber nicht, sie war nie mein.“

Der Amtmann sprach: „Sieh, auf dem Deckel der Pfeife stehen die zwei Anfangsbuchstaben deines Namens M. S., Mathäus Schroff.“

Der Amtsdiener rief: „Das wäre doch unerhört, auf zwei Buchstaben, die wohl nur mit einem Nagel eingekritzelt sind, und die eben sowohl Michel Schaal als Mathias Schroff bedeuten können, die Anklage eines rechtschaffenen, in beschwornen Pflichten stehenden Mannes gründen zu wollen? Ein solcher Rechtsgrund wäre lächerlich.“

Der Amtmann sagte: „Diese Pfeife ist auf eben dem Platze gefunden worden, wo Straßenräuber die Kutsche der Frau von Grünthal angefallen und geplündert haben. Was sagst Du dazu?“

Der Amtsdiener sagte: „Die falsche Anklage kommt von dem armseligen Strohflechter Stephan

her. Dieser Strohkopf, ein Kerl, der in Gant verfallen, und den man wegen Diebshehlerei zum Kreisgerichte abgeführt hat, kann nicht als Zeuge gegen mich auftreten. Ueberdieß hat er einmal wegen elenden Tabakszunders mit mir einen Streit angefangen. Er verlangte, ich sollte den Zunder, den er mir geschenkt hat, ihm bezahlen. Ich that es nicht, und seit der Zeit ist er mir feind. Meinen Feind aber kann kein Gericht als Zeugen gegen mich gelten lassen. — Und gesetzt auch, was nicht ist, gesetzt, die Pfeife sei wirklich einmal mein gewesen; gesetzt, was eben so verlogen ist, die Pfeife sei wirklich auf dem Platze, wo der Raub geschehen, gefunden worden — wäre dieß schon ein hinreichender Rechtsgrund, mich zu verurtheilen? Könnten nicht die Spitzbuben mir die Pfeife gestohlen und sie dort verloren haben? — Doch, die Pfeife war nie mein, das habe ich schon damals gesagt, als ich sie in Michels Hand erblickte. Dieß behaupte ich noch; dabei bleibe ich. Ich sehe also die falsche Anklage als abgethan an, und den ganzen Handel als beendigt."

Der Amtmann sprach: „Du hast Dir's aus den gerichtlichen Verhandlungen recht wohl gemerkt, wie Bösewichte die Anklagen gegen sie zu vereiteln und zu vernichten suchen. Allein mich betrügest Du nicht. Ich bin überzeugt, Du hast das Verbrechen begangen. Bekenne also! Durch Läugnen verschlimmerst Du nur Deine Sache!"

Allein der Amtknecht läugnete hartnäckig, und schimpfte auf Stephan, als auf den schändlichsten Verläumder. Er erbot sich, einen Eid darauf abzulegen, daß er unschuldig sei. Er rief mit lauter Stimme: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, so soll Gott mich auf der Stelle der Lügen strafen!" Da öffnete sich die Thüre und die zwei Polizeisoldaten brachten den der Frau von Grünthal geraubten Koffer herein. Schroff ward blaß wie eine Leiche und verstummte.

Der Amtmann hatte den zwei Soldaten heimlich den Befehl gegeben, während er den Amtknecht verhöre, dessen Haus von oben bis unten zu durchsuchen, ob sich nichts Gestohlenes darin vorfinde.

Da fanden sie auf dem Heuboden den Koffer unter dem Heu versteckt.

Man öffnete den Koffer. Die Kleider der beraubten Frau und ihrer Tochter befanden sich darin, und wurden Stück für Stück genau für eben dieselben erkannt, wie sie in dem Ausschreiben an die Gerichtsstellen bezeichnet waren. Ueberdieß fanden sich mehrere Bücher vor, worin die Mutter oder Tochter ihre Namen eigenhändig einge=schrieben hatten.

Der Amtmann sprach zu Schroff: „Du hast äußerst schlecht und gottlos gehandelt. Du hast gegen alles Recht, gegen göttliche und menschliche Gesetze einen Straßenraub begangen; du hast als ein Diener der Gerechtigkeit deinen Diensteid ge=brochen und überdieß dich noch erboten, einen falschen Eid zu schwören.“

„Du meintest zwar, schlau genug zu sein, ungestraft zu rauben. Allein ein kleiner, unbedeu=tender Umstand hat dich verrathen, wie es schon

Vielen ergangen ist. Zwar wäre die Tabackspfeife da kein streng rechtlicher Beweis gewesen, dich als einen Verbrecher zu verurtheilen; allein sie half uns doch auf die Spur, den geraubten Koffer, den unumstößlichen Beweis deiner Schuld, zu entdecken. Du bildetest Dir ein, auf Dich, einen Diener des Gerichtes, werde man am wenigsten rathen, Du seiest der Räuber. Du rechnetest sicher darauf, man werde dein Verbrechen auf die Räuberbande schieben, die vor einiger Zeit den nahen Wald unsicher gemacht hat. Du hast die geraubten Gegenstände, weil Du wußtest, daß alle Gerichte aufgefordert worden, darnach zu forschen, ob nichts davon verkauft werde, verheimlicht und tief versteckt, wo das Auge des Gerichtes ohne besondere Veranlassung sie nie entdeckt hätte. Allein vor Gottes allsehendem Auge konntest Du das geraubte Gut nicht verbergen. Gott hat Dein Verbrechen an das Licht gebracht. Gottes strafende Gerechtigkeit hat Dich ergriffen, und auch der Arm der menschlichen Gerichte wird Dich nicht ungestraft lassen.“ — „Auf,“ rief er, „legt ihm die Ketten an, die er mitgebracht hat!“

Schroff wurde gefesselt und mußte nun seine Mitschuldigen angeben. Er fand nicht rathsam, noch weiter zu läugnen, und nannte sie Alle. Jener Mann, der damals in das Dorf, wo die Frau vom Grünthal zu übernachten dachte, gekommen war und ausrief, der Feind folge ihm auf dem Fuße, um sie zu bewegen, noch in der Nacht weiter zu reisen, war ehemals ein vermöglicher Tuchhändler; er ergab sich aber dem Trunke und Spiele, und handelte nur mehr mit alten Kleidern, und wohl auch mit Lumpen, und man nannte ihn spottweise nur den Lumpenmann. Jener schwarzgelbe Kerl, der an jenem Abende an die Kutsche der Frau kam und sich ihr als Bedienten angeboten, und den sie für einen Zigeuner angesehen, war die Veranlassung, daß jener Straßenraub anfänglich jener berüchtigten Zigeunerbande auf die Rechnung geschrieben wurde; es war ein Kesselflicker. Der dritte, der auf den Kutscher geschossen, und ihn verwundet hat, war ein verdorbener Kornwucherer. „Diese drei," sagte Schroff, „sind alle meine Spießgesellen."

„Eine saubere Gesellschaft," sagte der Amtmann; „indeß gehören sie nicht in meinen Amtsbezirk, ich werde aber sogleich bei dem Oberamte Anzeige machen, und sie werden, so wie Du, Schroff, als ihr Rädelsführer, der verdienten Strafe nicht entgehen."

Schroff wurde in seinen Ketten auf einen Leiterwagen gesetzt, und die zwei Soldaten setzten sich zu ihm, um ihn, so wie den gefundenen Koffer, dem Oberamtsgerichte zu überliefern.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Bekannten.

Frau von Grünthal und ihre Freundin, denen man die schönsten Zimmer des Gasthofes eingeräumt hatte, standen Morgens sehr frühe auf. „Ach, wie sehne ich mich, meine geliebte Tochter wieder zu sehen," sprach Paulinens Mutter; „allein da mich der Oberamtmann dahier zuvor noch sprechen will, so muß ich schon noch eine Weile Geduld haben."

Ihre Freundin sagte: „Eben höre ich das Meßglöcklein läuten. Gehen wir einstweilen in die Kirche. Besseres können wir eben jetzt nichts thun." Beide gingen. Stephan in seinem blauen Mantel und mit dem runden Hute trat ihnen nach als wäre er ihr Bedienter. Alle drei beteten gleich

andächtig, und dankten Gott innig, daß Er ihnen so große Barmherzigkeit erwiesen habe.

Auf dem Rückwege zum Gasthofe sprach Stephan, indem er auf ein Haus zeigte: „Hier wohnt der dienstfertige Bäcker, der in der stürmischen Nacht, da Ihre Kutsche umgeworfen worden, hinaus gefahren ist, Eurer Gnaden zu helfen.“

„Den braven Mann muß ich kennen lernen und ihm danken,“ sagte die Frau. Sie ging mit ihrer Freundin hinein. Der Bäcker war nicht wenig erstaunt, so frühe am Morgen zwei so vornehme Frauen in seine Stube herein kommen zu sehen. Frau von Grünthal sagte, wer sie sei, warum sie komme, und wofür sie ihm danken wolle.

„Ach, Du mein Gott,“ sagte der Bäcker, „ich hatte bloß den guten Willen, Eurer Gnaden zu helfen; ich konnte aber sonst nichts mehr thun.“

„Der gute Wille ist genug,“ sagte die Frau, „er gefällt auch Gott eben so, als die gute That. Ich bin Euch dafür so vielen Dank schuldig, daß Ihr mir, einer Euch unbekannten Unglücklichen

helfen wolltet, als hättet Ihr mir die Hülfe wirklich geleistet."

Die Bäckerin sagte mit Thränen in den Augen und mit gefalteten Händen: „O wie danke ich Gott, der Sie aus einer so großen Gefahr gerettet hat; wie freue ich mich, Sie, liebe gnädige Frau, die ich längst für umgekommen hielt, so wohl und gesund in meinem Hause zu sehen."

Da der Bäcker ein reicher Mann war, und die Frau von Grünthal ihre Erkenntlichkeit ihm nicht durch ein Geschenk an Geld bezeigen konnte, fragte sie nach dem Bäckerknecht, ließ ihn rufen und schenkte ihm, als dem Sohne einer armen Wittwe, ein Goldstück.

Etwa eine Stunde, nachdem beide Frauen auf ihr Zimmer im Gasthofe zurück gekommen waren, meldete der Wirth den Herrn Oberamtmann. Er trat auch sogleich in das Zimmer und sprach, er komme, vor Allem der Mutter einer so vortrefflichen Tochter, des hoffnungsvollen Fräu-

leins Pauline, seine Verehrung zu bezeigen, und dann sich einer Pflicht seines Amtes zu entledigen.

„Wie," fragte die Mutter, „kennen Sie denn meine Tochter?"

„O ja wohl," sagte der Oberamtmann; „zu meiner großen Freude habe ich das liebenswürdige Kind kennen gelernt. Fräulein Pauline kam, von ihrer Pflegemutter begleitet, sogleich am Morgen nach jenem Abende, wo der ehrliche Strohflechter Stephan zum Kreisgerichte abgeführt worden, zu mir in mein Haus, um dessen Unschuld zu bezeugen. Sie erzählte die ganze Geschichte, wie Stephan sie im Walde gefunden, wie liebreich er und sein Weib sich ihrer angenommen, wie die armen Leute selbst in große Noth kamen, und in dringender Gefahr standen, ihre Hütte zu verlieren. Der Jammer der armen Familie, das Weinen und Schluchzen der Aeltern und Kinder sei herzzerreißend gewesen. Sie habe es daher für eine Pflicht der Dankbarkeit gehalten, dem Manne das kleine Porträt zu übergeben, damit er Gold und Edel-

steine verkaufe, und seinen ungestümen hartherzigen Gläubiger befriedigen könne. Dieses Alles erzählte sie mit so viel Verstand und Gefühl und mit solcher natürlichen einfachen und ergreifenden Beredtsamkeit, daß ich von der Unschuld des ehrlichen Mannes vollkommen überzeugt war. Es schien mir zwar sogleich Anfangs, als ich ihn vorläufig verhörte, er sei unschuldig; allein ich hatte gemessene Befehle, nach den geraubten Gegenständen forschen zu lassen, und sie nebst Dieb oder Diebshehler, bei dem man sie fände, unverzüglich dem Kreisgerichte einzuliefern, wo mehrere von der Diebsbande, die wahrscheinlich auch diesen Raub begangen, in Untersuchung seien. Ich habe Paulinens schönes Zeugniß für die Unschuld des Mannes, das ganz mit dessen Aussage übereinstimmte, auf der Stelle an das Kreisgericht nachträglich berichtet. Allein bevor dieser mein Bericht dort eintreffen konnte, hat Gottes heilige Vorsehung, wie ich mit Vergnügen vernahm, die Sache auf kürzerem Wege und auf die erfreulichste Art entschieden — wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche."

„Nun habe ich Ihnen noch Ihr geraubtes Eigenthum zu übergeben," sprach der Oberamtmann, ging an die Thüre, öffnete sie, und ein Gerichtsdiener brachte den Koffer herein. „Sie werden," sagte der würdige Beamte, „außer dem Gelde alle die Gegenstände, die auf dem Blatte hier verzeichnet sind, darin finden, und ich bitte die Bescheinigung darüber, die ich meiner höheren Behörde vorlegen muß, nachdem Sie alles durchgesehen haben, nach Ihrer Bequemlichkeit zu unterzeichnen. Doch, nun will ich Sie nicht mehr länger abhalten, die geliebte Tochter an das Mutterherz zu drücken. In der That, Sie sind glücklich, eine solche Tochter zu haben. Es bleibt mir unvergeßlich, welche innige Liebe zu ihrem seligen Vater und zu ihrer Mutter, von der sie nicht wußte, wo in der weiten Welt sie sich befinde, ihr kindliches Herz erfüllte. Obwohl es ihr jetzt nur darum zu thun war, ihre guten gastfreundlichen Landleute zu vertheidigen, so drangen ihr, als sie im Laufe der Rede von ihren Aeltern sprechen mußte, dennoch reichliche Thränen in die Augen und die Sprache versagte ihr beinahe. Noch einmal, Sie sind eine sehr

glückliche Mutter!“ Er war sehr gerührt und empfahl sich auf Wiedersehen bis Abend.

Als er sich entfernt hatte, kam der Wirth herein und sagte: „Wie ich höre, wollen Eure Gnaden nach Tiefenbach fahren, und heute Abends wieder hieher zurückkehren. Allein in Ihrem schönen großen Reisewagen, mit weiten Leisen, können Sie in den sehr schlechten Hohlwegen des Waldes unmöglich durchkommen. Ich rathe daher, eine Miethkutsche zu nehmen. Es ist ein Mann dahier, der eine solche Kutsche hat, die zwar etwas unansehnlich, aber doch sehr bequem, fest und ganz für diese Wege gemacht ist. Wenn Euer Gnaden befehlen, so will ich ihn rufen lassen.“

Die Frau dankte ihm für seine Aufmerksamkeit und wünschte den Mann zu sprechen, um von ihm selbst zu hören, ob er sich getraue, sie sicher dahin zu bringen, und ob er auf der Stelle anspannen könne.

Als der Kutscher herein trat, schlug er die Hände zusammen, fing an laut zu weinen und rief: „O liebwertheste gnädige Frau! Sie, Sie

sind es! Man hatte mir nur gesagt, ich solle zwei Damen führen, ohne mir die Namen zu nennen. O ich kann Gott nicht genug danken, Sie noch einmal zu sehen! O Gottlob, Gottlob, daß Sie so gesund und wohl sind. Ach, ich habe wegen Ihrer tausend Aengsten ausgestanden! Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht! Ich habe oft gedacht, ich sei aus Feigherzigkeit davon gelaufen! Allein es war mir mehr daran gelegen, Ihnen aus der Stadt schnelle Hülfe zu verschaffen, als meine Wunde verbinden zu lassen. Denn was hätte ich Ihnen mit meinem blutenden, schwer verwundeten Arm helfen können? Nun, nun, Gott sei Dank! Er hat Ihnen besser zu helfen gewußt, als ich elender Mensch es vermocht hätte."

Die Frau grüßte ihn auf das freundlichste, dankte Gott, daß, wie sie sehe, seine Wunde geheilt sei, und erkundigte sich angelegentlich, wie es ihm gehe. Sie ersah aus seinen Reden, daß seine Uebersiedlung hieher, wo er allerdings mehr, als an seinem vorigen Wohnorte, verdienen könne, ihm viele Kosten verursacht habe, und daß er die

Schulden für die Reparatur der umgeworfenen, übel zugerichteten Kutsche, die fast unbrauchbar geworden, noch nicht ganz habe bezahlen können, und daß er auch dem Wundarzte und in der Apotheke noch Einiges schuldig sei. Die Frau übernahm es, diese Schulden zu tilgen, und ersuchte ihn, sobald als möglich mit den Pferden zu kommen. Er eilte höchst erfreut und Gott dankend fort, sogleich anzuspannen.

Jetzt ließ der Offizier, der in dem Gasthofe einquartirt war, um die Erlaubniß bitten, den zwei Damen aufwarten zu dürfen. Er gehörte zwar der feindlichen Armee an, war aber ein sehr freundlicher Mann. Er trat mit einer höflichen Verbeugung in das Zimmer, grüßte Beide dann in französischer Sprache, versicherte die Frau von Grünthal, daß er das Mißgeschick, das ihr in dem Walde begegnet sei, sehr bedauere, und bezeigte ihr seine Freude, daß sie so glücklich sei, ihre Tochter wieder zu finden.

Frau von Grünthal sagte unter Anderm, sie habe Angst, sich noch einmal in den fürchterlichen Wald hinein zu wagen.

Der Offizier sagte: „Das dachte ich mir! Allein von Räubern haben Sie gegenwärtig nichts zu fürchten. Jedoch ist es zur Zeit des Krieges immerhin gut, außer den unsichtbaren Schutzengeln, noch ein Paar sichtbare mit Schnurrbärten zu Begleitern zu haben. Wenn es Ihnen gefällig ist, so werde ich zwei Reiter aufsitzen lassen, Sie zu begleiten. Ich bin vorzüglich in der Absicht gekommen, Ihnen dieses Anerbieten zu machen."

Frau von Grünthal nahm es mit Dank an. Der Offizier begleitete nun beide Frauen an die Kutsche, wünschte Ihnen eine glückliche Reise, und äußerte die Hoffnung, bei Ihrer Zurückkunft auch das Fräulein Tochter kennen zu lernen und im besten Wohlsein zu erblicken.

Die Frauen stiegen nebst Stephan ein, die zwei Reiter, die schon bereit standen, schwangen sich auf ihre Pferde, und die Kutsche fuhr ab.

Sechszehntes Kapitel.

Die Mutter findet ihre Tochter wieder.

Der gütige Leser wolle der beglückten Mutter in Gedanken vorauseilen, um zu vernehmen, wie es indessen in Stephans Hause gegangen.

Die kleine Familie war seit dem Tage, da der Vater gefangen genommen wurde, tief betrübt, und die Mutter verging fast vor Jammer. Pauline war ihm an dem Abende jenes Tages eine Strecke weit entgegen gegangen; denn sie war begierig zu erfahren, ob er das kleine Gemälde auch unbeschädigt zurückbringe, und wie theuer er die goldene Einfassung und die Edelsteine verkauft habe.

Die zwei Kinder begleiteten sie. Da begegneten ihnen einige Landleute, die in der Stadt auf dem Wochenmarkte gewesen waren und er-

zählten den Kindern, man habe ihren Vater als einen Dieb und Räuber eingefangen. Die Kinder liefen erschrocken nach Hause, und sagten es der Mutter. Allein die Mutter wollte es nicht glauben. Die Nachbarin aber, Michels Weib, kam in die Stube, und erzählte Alles ausführlich. „Glaubt mir," sagte sie zu Anna, „ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie Euer Mann auf einem Leiterwagen saß, und zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr neben ihm, und wie er so zur Stadt hinaus geführt worden."

Anna erschrack, daß ihr die Knie brachen, und sank todtenbleich auf einen Stuhl. Die Kinder drängten sich um sie, und fingen an, laut zu weinen. Pauline, die wie ein Kind im Hause war, weinte auch mit. „Ach," sagte sie mehrmal, die Hände ringend, „ich hatte es so gut gemeint, indem ich ihm das Porträt gab, wie hätte ich denken können, daß die Sache so übel ausfallen werde! Aber morgen, mit Anbruch des Tages, will ich zu dem Herrn Oberamtmann gehen, und Vater Stephans Unschuld bezeugen. — Seid getrost! Der unschul-

dige Jüngling Joseph kam auch in das Gefängniß; aber seine Unschuld kam an den Tag und er kam von dieser Schmach zu großen Ehren. So wird auch die Unschuld Eures guten Mannes an den Tag kommen. O gewiß, Gott leitet denen, die ihn lieben, Alles zum Besten; Gott wird auch dieses große Leiden uns Allen zum Besten gereichen lassen."

Es war nun, seit der Vater in Verhaft genommen und in die Kreisstadt abgeführt worden, bereits der sechste Morgen angebrochen. Seit dieser Zeit hatten Mutter und Kinder nichts mehr von ihm gehört. Die Mutter hatte seither jeden neuen Morgen mit Thränen begrüßt, und auf ihren Knieen mit den Kindern für den Vater gebetet. Auch heute beteten Mutter und Kinder recht mit Inbrunst für ihn. Hierauf gab die Mutter den Kindern das Frühstück — eine Wassersuppe.

Der Morgen war sehr schön, die Sonne schien hell und warm. Die Bäume im Garten am Hause waren die Nacht über viel grüner ge-

worden und fingen an zu blühen, und zwei Finken schlugen darauf wechselweise sehr fröhlich. Pauline ging hinaus und setzte sich mit ihrem Gestricke auf die ländliche Bank, die Vater Stephan auf ihre Bitte unter dem großen Birnbaume errichtet hatte. Die kleine Marie setzte sich zu ihr und fing an, sehr fleißig zu stricken. Auch einige kleine Mädchen kamen, jede brachte Paulinen ein Sträußchen von frischgepflückten Veilchen oder Schlüsselblumen und alle Mädchen strickten nun in die Wette.

Ueber eine Weile kam die Nachbarin, Michels Weib, mit rothgeweinten Augen in den Garten und fragte: „Wo ist eure Mutter?“ Die Mutter hörte es und kam aus dem Hause heraus, um zu vernehmen, was sie wolle? „Ach Du mein Gott,“ sagte die Nachbarin, „so wißt Ihr's denn noch nicht? Ich habe mir diesen Morgen schon fast die Augen ausgeweint. Heute Nacht ist ein Polizeidiener gekommen, und hat meinen Mann aus dem Bette geholt und ihn nach Hohenwald abgeführt.“

Anna erschrack sehr; sie dachte an die Gefangenschaft ihres eigenen Mannes, und fing an zu weinen.

Auf einmal aber kam der kleine Jakob, der die Gänse hütete, gesprungen und rief: „Seht! dort kommen rothe Husaren!“ Wirklich kamen die zwei Reiter auf ihren muthigen Rossen angesprengt. Die Kutsche, die etwas veraltet aussah, folgte.

„Seht,“ sagte die Nachbarin, „da schaut einer in einem blauen Mantel aus der Kutsche heraus, und winkt mit einem runden Hute in der Hand. Der wird wohl der Herr Einfänger sein. Nun werden sie noch gar uns Alle abholen, auch das Fräulein. Wegen Ihrer wird man die Kutsche schicken; denn mit uns macht man nicht so viel Umstände.“

Die Kutsche und die zwei Reiter hielten an Stephans Hause. „Je,“ riefen jetzt die Kinder: „Der Herr in dem schönen Mantel, der aus der Kutsche heraus guckt, ist ja der Vater!“

Er sprang heraus. Sein fröhliches Gesicht verkündete sogleich, daß Alles gut stehe. Mutter und Kinder liefen auf ihn zu. „Haben sie deine Unschuld erkannt?“ sprach die Mutter hoch erfreut.

„Nicht nur das,“ sprach der Vater, „ich bringe euch noch größere Freuden. Da seht nur!“

Die Frau von Grünthal stieg aus der Kutsche. „Mutter, Mutter, liebste Mutter!“ rief

Pauline und eilte in ihre Arme! Die Mutter umfaßte ihre Tochter und weinte vor Freude, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervor=

bringen: „Pauline, liebste Pauline! So habe ich dich denn wieder! — Gott, in meinem Leben werde ich Dir nicht genug danken können!“

Pauline erblickte erst jetzt die Frau von Eichburg, die über das Wiedersehen der Mutter und Tochter voll der innigsten Theilnahme Freudenthränen vergoß. „O gnädige Frau,“ rief Pauline, „auch Sie sind hier! O welche Freude!“ Beide begrüßten einander auf das freundlichste. Alle drei, die edle Frau, Pauline und ihre Mutter konnten ihre Rührung, ihre unaussprechliche Freude mehr mit Thränen als mit Worten ausdrücken. Auch Stephan, sein Weib und seine Kinder, und auch der Kutscher weinten vor Freude. Sogar in die Augen der zwei Soldaten traten Thränen, die auf ihre Schnurrbärte herab tröpfelten.

Frau von Grünthal setzte sich erschöpft auf die Bank. Die Freude, ihre Tochter wieder gefunden zu haben, hemmte ihr den Athem und machte ihr die Kniee beben. Sie betrachtete Paulinens blühendes Aussehen, und ihren rein-

lichen Anzug mit Freude. Sie schloß sie noch einmal in die Arme und benetzte ihre Wangen mit Freudenthränen. Sie zog das kleine Porträt aus der Tasche und sprach: „Dein guter Pflegevater hat mir erzählt, wie du ihm unter vielen Thränen dieses Bild geschenkt hast, ihm aus der Noth zu helfen. Gott hat deine wohlwollenden Gesinnungen gesegnet; deine Wohlthätigkeit machte, unter Gottes Leitung, daß wir einander wieder fanden. O daß dein edler Vater, der uns hier im Bilde so freundlich anblickt, noch lebte! Er, der gegen die Menschen so freundlich gesinnt und so wohlthätig war, würde mit seiner Tochter zufrieden sein. Doch, sein Segen ruht auf dir, und wolle ferner auf dir ruhen!“

„O Mutter, liebste Mutter,“ rief Pauline mehrmal, „ich kann es gar nicht aussprechen, wie ich mich freue, dich wieder zu sehen.“ „Auch ich,“ sprach die Mutter, „freue mich unaussprechlich, daß ich dich wieder habe! O noch unaussprechlich größer wird unsre Freude im Himmel sein, wenn wir deinen Vater, meinen seligen Gemahl, dort wieder sehen werden.“

Siebenzehntes Kapitel.

Die dankbare Mutter.

Frau von Grünthal wandte sich hierauf zu Anna, bot ihr die Hand, und sagte: „Liebe Anna, gute Pflegemutter meiner geliebten Tochter, ich danke Euch, daß Ihr Euch meiner Tochter so liebreich angenommen, und sie so gut verpflegt habt. O ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mein Kind zu so guten Leuten geführt hat.“

„O mein Gott,“ sagte Anna, „wir haben Gott zu danken, daß Er uns ein so liebes Kind anvertraut hat. Pauline hat uns viele Freude gemacht; sie ist so gut, so sanft und freundlich und so geschickt, daß unsre Kinder Vieles von ihr gelernt haben. Wir verlieren sie sehr hart; doch freuen wir uns, daß sie ihre Mutter wieder gefunden hat.

Es ist ein großer Trost für uns, daß wir ihr einige kleine Gefälligkeiten erweisen konnten."

Frau von Grünthal sagte: „Ihr habt sehr viel, und für Eure dürftigen Umstände außerordentlich viel an meinem Kinde gethan; ihr sollt wenigstens keine undankbare Mutter an mir finden."

Sie blickte um sich, bemerkte, daß viele Leute zusammen gelaufen waren, sagte ihrer Freundin einige französische Worte und sprach dann zu Anna: „Nun muß ich Eure Stube doch auch ein wenig besehen!" Sie ging, Anna bei der Hand führend, in das Haus, und Stephan und seine Kinder folgten ihr. Ihre Freundin aber, die Frau von Eichburg, ging mit Pauline zur Kutsche, nahm drei Rollen Geld heraus, gab sie Paulinen, die sie in ihre Schürze legte, und beide kamen nun auch in die Stube.

„Meine lieben Leute," sagte nun Paulinens Mutter zu Stephan und Anna, „das Allernöthigste ist, daß Ihr Euren ungestümen Gläubiger befriedigt. In dieser Rolle hier sind hundert Gulden; erlegt

sie vor Amt, und laßt Euch darüber einen Empfangschein ausstellen. Dann habt Ihr ferner für Euer Hauswesen eine Kuh unumgänglich nothwendig. Nehmt diese Rolle mit hundert Gulden

und kauft Euch eine der besten Kühe. Was noch davon übrig bleibt, verwendet für Euer Hauswesen. Diese dritte Rolle, in der ebenfalls hundert Gulden sind, legt als ein kleines Kapital für Eure Kinder auf Zins."

Anna weinte vor Freude. „O Du barmherziger Gott," rief sie mit aufgehobenen Händen, „aus welcher großen Noth hast Du uns errettet!"

Sie wollte der großmüthigen Frau das Kleid küssen, was diese aber nicht zugab.

Stephan sagte: „O beste gnädige Frau! Sie thun zu viel an uns armen Leuten. Ich getraue mir wahrlich nicht, so viele und so große Wohlthaten anzunehmen. Eine Rolle will ich behalten, damit man mir meine Hütte nicht verkaufe; aber die zwei andern Rollen hier gebe ich Ihnen hiemit wieder zurück. Wir sehen es als eine große Barmherzigkeit Gottes an, daß Er uns durch Sie aus der höchsten Noth errettet, und uns unsere Heimath erhält.“

„Nehmt, nehmt,“ sagte die Frau, „und macht keine Umstände. Ich gebe Euch nur, was ich wohl entbehren kann; ich werde aber noch weiter für Euch und Eure Kinder sorgen. Es muß auch an Euch wahr bleiben, was unser göttlicher Erlöser sprach: „Seid barmherzig, so werdet ihr Barmherzigkeit erfahren!“

Pauline hätte nun gerne gewußt, wie es ihrer Mutter indeß ergangen, und warum sie so lange

nichts von sich habe hören lassen. Die Mutter erzählte ihre Geschichte, und Stephan erzählte hierauf die seinige, und was für eine Freude er gehabt hatte, als die gnädige Frau zu ihm in das Gefängniß gekommen.

Unter diesen theils traurigen, theils erfreulichen Gesprächen wurde es Mittag. In dem kleinen Weiler war kein Gasthof, Anna bedauerte unendlich, daß sie nichts im Hause habe, solche Gäste zu bewirthen als, außer Brod und Mehl, nur einige Eier.

„Das ist genug," sagte Frau von Grünthal. „Siedet die Eier, sie sollen für die Suppe gelten. In meinem Reisewagen habe ich kalten Braten, Schinken und einen großen Kuchen. Tragt den Tisch da hinaus unter den großen Birnbaum in Eurem Garten. Dort wollen wir zu Mittag speisen."

Der Tisch und noch ein Paar Bänke wurden hinaus getragen. Der Bediente deckte ein reines, weißes Tuch über den Tisch, und trug auf. Man mußte sich freilich mit irdenen und hölzernen

Tellern begnügen, die man zum Theil aus andern Häusern entlehnte. Frau von Grünthal aber sagte: „Wenn man hungrig ist, schmeckt es auf Tellern von Holz oder Erde so gut, als auf Tellern von Silber oder Gold.“

Alle, Stephan, Anna und die Kinder mußten miteſſen. Die Kinder ließen sich besonders den Kuchen sehr gut schmecken, und in wenigen Minuten war er wie verschwunden.

Der Bediente hatte auch ein Paar Flaschen Wein nebst einem Paar Gläsern mitgebracht. In dem Hause fanden sich noch zwei andere kleine Gläschen und ein etwas größeres Glas. Frau von Grünthal schenkte von dem Weine ein, und sagte: „Nun, Paulinens Pflegeältern sollen leben!“ „Vor Allen die gnädige Frau!“ rief Stephan und that einen ziemlichen Zug. Anna benetzte die Lippen nur ein wenig und sagte: „Ja, Sie und Pauline sollen leben!“ Die zwei Kinder, Jakob und Marie, holten ihre kleinen Becherlein von Blech, und baten, auch ihnen einzuschenken, damit

sie auch auf Paulinens und deren Frau Mutter Gesundheit trinken könnten.

Während der Mahlzeit hatten sich nach und nach alle Einwohner des kleinen Weilers versammelt. Denn die Ankunft der Kutsche hatte großes Aufsehen erregt; noch mehr die Nachricht, Paulinens Mutter und noch eine andere Frau seien angekommen; beide seien so vornehm, daß man dergleichen dahier noch nie gesehen habe. Die Leute schauten über den Zaun, um die fremden Frauen zu sehen. Die kleinen Mädchen aber, die von Pauline das Stricken gelernt hatten, kamen ungescheut in den Garten und umringten Pauline.

Stephan näherte sich dem Zaune und grüßte die Leute auf's freundlichste. Alle waren von Herzen erfreut. „Nun, Stephan," sagten sie, „das ist gut abgelaufen; wir haben es aber nicht anders erwartet. Der liebe Gott führt wohl manchmal in die Grube, aber wieder heraus. Er macht am Ende Alles recht."

Nachbar Michel kam auch in den Garten, verbeugte sich vor Paulinens Mutter und brachte in

Erinnerung, wie viel er dazu beigetragen habe, daß Pauline den grünen Reisesack und das kleine Porträt wieder bekommen, und daß auch die gnädige Frau ihren Koffer wieder erhalten habe. „Dabei," sagte er, „ist nicht zu vergessen, daß ich um meine Tabackspfeife, die mir die Bäckerin geschenkt hat, gekommen bin, und dafür auch einen kleinen Ersatz verdiene. Denn bei Amte haben sie die Pfeife behalten, und werden sie mir schwerlich mehr zurückgeben."

Frau von Grünthal beschenkte ihn, und er war mit dem reichlichen Geschenke so zufrieden,

daß er sich vor ihr fast bis zur Erde verneigte. Als er aber späterhin erfuhr, wie viel beiläufig Stephan bekommen habe, ward er sehr unwillig, und nannte die Frau von Grünthal eine Knickerin.

Frau von Grünthal stand nun auf, um weiter zu reisen. Die zwei Reiter, die nach Hohenwald geritten waren, um dort im Wirthshause Mittag zu halten, kamen eben jetzt zurück. Die Frau befahl den Reisewagen anzuspannen. Da fingen Stephans Kinder und alle Strickschülerinen Paulinens an zu weinen. Die kleinen Mädchen wollten sie gar nicht fort lassen. Sie riefen in Einem fort: „Du mußt da bleiben.“

„Ich will versuchen, euch zu trösten!“ sprach Frau von Grünthal. Sie hatte vor ihrer Abreise aus der Stadt vorzüglich für Stephans Kinder, und dann auch für Paulinens Strickschülerinen, deren Anzahl ihr Stephan hatte angeben müssen, allerlei schöne buntfarbige Zeuge zu Kleidern eingekauft, die aber alle sehr dauerhaft und ganz so waren, wie sie für Kinder auf dem Lande am schicklichsten sind; überdieß brachte sie Strickgarn,

Stricknadeln und zierliche Strickkörbchen mit. Sie befahl dem Bedienten, die Päcke und Schachteln aus der Kutsche zu holen, und theilte nun die Geschenke aus. So groß der Jammer gewesen, so groß wurde nun der Jubel. Alle Traurigkeit der Kinder war verschwunden, man sah nur fröhliche Gesichter. Die größern Mädchen freuten sich noch mehr, als die kleinern. Sie bedauerten nur, daß die Kleider nicht schon zum Anziehen fertig waren. Sie wickelten die Zeuge um den Arm und fragten einander, wie die schönen Zeuge ihnen stehen würden. Auch das feine Garn lobten sie sehr. „Aus dem stricken wir nur Handschuhe und keine Strümpfe!“ sagten sie. Die Kinder hätten in ihrer Freude bald vergessen, der freigebigen Frau zu danken, wenn Anna sie nicht daran erinnert hätte.

Als aber Frau von Grünthal mit ihrer Freundin und mit Pauline in den Reisewagen steigen wollten, weinten und schluchzten die Kinder auf's Neue. Pauline zerfloß in Thränen. Anna weinte eben so sehr und auch Stephan hatte Thränen in den Augen. Frau von Grünthal bot, indem sie mit

ihrem weißen Tuche sich die Augen trocknete, dem Stephan und seiner Hausfrau, bevor sie in den Wagen stieg, noch einmal die Hand. Pauline rief mit einer Stimme, die von Weinen fast erstickt war, noch mehrmalen aus dem Wagen: „Dank! Dank! Gott vergelte Euch Alles, was Ihr an mir gethan habt. Ich werde Euch nie vergessen! Wir sehen uns nicht das letzte Mal!“

„Ganz gewiß nicht das letzte Mal,“ sagte Frau von Grünthal. „Christen sehen sich, nach einem alten Sprichworte nie zum letzten Male; wenn nicht hier auf Erden, so sehen sie sich doch im Himmel wieder!“

Der Wagen rollte fort. Stephan trocknete sich die Augen und sagte: „Es bleibt doch wahr: Der alte Gott lebt noch und seine Güte ist immer neu!“

Achtzehntes Kapitel.

Ein großes Freudenfest.

Frau von Grünthal war mit ihrer wieder gefundenen Tochter und mit ihrer geliebten Freundin Amalia glücklich in deren Wohnung angekommen, wo sie wie zu Hause war. Pauline fühlte sich selig, wieder bei ihrer Mutter zu sein, und bei deren edlen Freundin, die gegen Pauline so liebevoll war, wie es eine Mutter nur immer sein kann. Auch war Pauline sehr erfreut, in der großen Stadt Alles lernen zu können, was ihr, als einem Fräulein vom Stande, zu ihrer weitern Ausbildung in Musik und Sprachen und mancherlei weiblichen Arbeiten, noch nöthig war. So brachte sie hier einige Jahre sehr vergnügt und zufrieden zu. Ihre Mutter hatte, so wie Amalia, an ihrem guten Betragen, ihrer

Frömmigkeit, ihren Kenntnissen, ihrer Geschicklichkeit, ihrer Bescheidenheit und Herzensgüte, und ihrem Heranblühen große Freude. Alle Drei waren nur Ein Herz und Eine Seele, und hatten ein so seliges Leben, als man es hier auf Erden nur immer haben kann.

Nur war Frau von Eichburg immer sehr in Sorgen, wie es ihrem Gemahle, dem Rittmeister, der noch immer zu Felde war, gehe, besonders wenn sie längere Zeit keine Briefe von ihm erhielt, oder wenn sie Nachrichten von furchtbaren Schlachten in den Zeitungen las. Auch that es ihr sehr leid, daß sie den Frühling und Sommer, wie sie es gewohnt war, nicht auf dem Lande, in ihrem Schlosse Eichburg, zubringen konnte.

Da es aber wieder Frühling wurde, kam der Schloßverwalter von Eichburg, und meldete, das Militärspital sei aufgehoben und die fremden Gäste, die meistens geheilt worden, oder sich auf dem Wege der Genesung befinden, seien eben damit beschäftigt, abzuziehen. Das Schloß sei aber so übel zugerichtet, daß die Herrschaft unmöglich

da wohnen könnte. Frau von Eichburg gab dem Verwalter die nöthigen Befehle, Alles zu thun, um das Schloß wieder in bewohnbaren Stand zu setzen. Sie reiste einige Male selbst dahin, um nachzusehen, ob Alles geschehen, was sie angeordnet hatte, und um weitere Anordnungen zu treffen. Sie ließ neue Böden legen, die Fenster erneuern, und die Zimmer tapezieren. Auch ließ sie alle zur zierlichen und bequemen Einrichtung erforderlichen Möbel neu anschaffen und dahin bringen.

Zu Anfang des Sommers zog sie nun selbst dahin, mit ihrer Freundin Sophie, und mit ihrer Freundin Pauline, wie sie auch diese jetzt nannte, die nunmehr erwachsen, und ein sehr edles, gebildetes Frauenzimmer war. Mutter und Tochter fanden das Schloß unvergleichlich schön eingerichtet; Pauline war besonders über die herrliche Aussicht erfreut, die man von den Fenstern des Schlosses aus in eine sehr schöne, reiche Landschaft hatte, und über die großen prächtigen Gärten, von denen das Schloß umgeben war. Alle Drei schätzten sich glücklich, so viel Angenehmes auch die Stadt hat,

nunmehr wieder des Landlebens, das deren Sinnesart viel mehr zusagte, genießen zu können, ja sie dünkten sich gleichsam in ein neues Leben versetzt.

Was aber ihre Freude noch erhöhte, war die frohe Nachricht: „Es sei Friede!“ Der Beamte von Buchenthal, der Schloßverwalter, der Gärtner, der Förster und viele andere herrschaftliche Diener kamen Morgens in freudiger Eile in das Zimmer und brachten diese Freudenbotschaft. Gegen Abend saßen Frau von Eichburg, ihre Freundinen Sophie und Pauline auf einer Bank im Garten, die von blühenden Rosensträuchen umgeben war. Alle Drei waren voll der süßen Hoffnung, der Gemahl der Frau von Eichburg werde nun bald aus dem Felde zurückkehren. Da kamen drei, wie es schien, fremde Herren, durch die Allee herbei.

Der erste aus ihnen, ein Offizier, mit mehreren Orden geziert, eilte auf die Frau von Eichburg zu, sie auf das Freundlichste begrüßend. Er war ihr Gemahl, nunmehr Oberst. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Er bezeigte hierauf der Frau von Grünthal seine Ver-

ehrung und Freude, sie wiederzusehen. Er fragte, auf Paulinen deutend, wer dieses Frauenzimmer sei. Die Mutter sagte es. „Mein Gott," rief er, „Sie sind es! Sie, meine freundliche sorgsame Krankenpflegerin, als ich bei Ihnen wohnend an meinen Wunden auf dem Krankenbette lag? O seien Sie mir tausendmal willkommen! Ich hätte Sie wahrhaftig nicht mehr gekannt. Ei, wie groß und schön sind Sie indeß geworden! Doch dieß bei Seite; ich bin Ihnen vielen, vielen Dank schuldig!"

Jetzt trat der andere Herr näher, der Bruder des Oberst, ein sehr geachteter Staatsrath. Er begrüßte ehrerbietig die Gemahlin seines Bruders,

die ihm von längeren Zeiten her bekannt war, und die zwei anderen Frauenzimmer. Der dritte der drei Herren, Baron Wilhelm, der Sohn des Staatrathes, begrüßte eben so seine Tante, hierauf Frau von Grünthal, die er schon als Knabe kennen gelernt hatte, und äußerte seine Freude, Paulinen kennen zu lernen. Alle, die drei Herren und die drei Damen, waren höchst erfreut.

Frau von Eichburg führte hierauf ihre verehrten und geliebten Gäste in das Schloß, damit sie einige Erfrischungen genießen möchten. Sie zeigte ihnen hierauf die neu eingerichteten Zimmer des Schlosses, die dem Oberst sehr wohl gefielen. Er bezeigte seiner Gemahlin seine vollkommene Zufriedenheit, und konnte sie nicht genug loben. Nachdem er, sein Bruder und dessen Sohn das Schloß besehen hatten, durchwanderten sie die Gärten. Der Oberst führte Frau von Grünthal am Arme, der Staatsrath seine Schwägerin und Wilhelm Paulinen.

Herr von Eichburg, seine Gemahlin und Frau von Grünthal bemerkten, daß Pauline und Wilhelm

sich einander sehr wohl gefielen und eine große Neigung zu einander gefaßt hatten. Dieses war ihnen sehr erwünscht. Denn da Herr und Frau von Eichburg keine Kinder hatten, so war Wilhelm der Erbe ihrer Güter. Auch Frau von Grünthal war sehr erfreut, daß ihre Tochter so gut versorgt werden könne. Die Verlobung des edlen Wilhelm und der vortrefflichen Pauline kam bald zu Stande; die Vermählung selbst fand in der Pfarrkirche zu Buchenthal feierlich Statt.

Das Kleid der Braut war aus jenem schönen weißen Atlaß verfertigt, den Pauline, fast noch als Kind, durch ihre Liebe und Sorgfalt für kleinere Kinder erworben und den ihre Mutter schon damals zu einem Brautkleide für sie bestimmt hatte. Jenes in Gold und Saffian prächtig gebundene Gebetbuch, das ihr auch damals wegen Bewahrung kleiner Kinder von dankbaren Aeltern verehrt worden und in dem sehr schöne Gebete für eine Braut standen, nahm Pauline an diesem ihren Ehrentage mit in die Kirche.

Sowohl der Atlaß als das Buch hatten sich in jenem Koffer vorgefunden, das ihnen geraubt, aber wieder zurückgegeben worden. Alle Angehörigen der Herrschaft zeigten große Freude an dieser Vermählung, weil sie Wilhelm, ihren künftigen Gutsherrn, als einen überaus edlen Mann preisen hörten, und weil Pauline durch ihre Güte, Freundlichkeit und Bescheidenheit Aller Herzen gewonnen hatte. Es wurden auf dem Wege zur Kirche Blumen gestreut und Ehrenpforten errichtet.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stiftung einer Kleinkinderschule.

Einige Tage nach dem Hochzeitfeste, als Pauline und ihre Mutter, Wilhelm und Herr und Frau von Eichburg Abends bei Tische saßen, sprach Pauline: „Ich bin schon lange mit dem Gedanken umgegangen, dahier eine Anstalt zur Bewahrung kleiner Kinder zu errichten. Ich weiß es aus Erfahrung, wie nützlich, ja nothwendig solche Anstalten seien. Freilich wohl sollten die Mütter die ersten und auch die besten Erzieherinen ihrer Kinder sein. Allein dieses ist leider nicht allemal möglich. Das habe ich nicht nur in der Stadt, wo ich mit meiner Mutter ehemals gelebt habe, erfahren, sondern noch viel mehr auf dem Lande. Auch in der Stadt kommen vermögliche Aeltern manchmal in Umstände, wo sie ihren Kindern nicht die nöthige

Wart und Aufsicht widmen können; auf dem Lande aber kommt dieser Fall öfter, ja fast allgemein vor. So ist es auch hier. Um das Schloß herum wohnen mehrere Familien, in denen Vater und Mutter theils mit dem Feldbaue des großen herrschaftlichen Witthums, theils mit dem Anbaue ihrer eigenen Felder beschäftigt sind. Die Kinder sind indessen allein zu Hause eingesperrt. Wenn auch die etwas größeren Kinder auf die kleinern Acht geben sollen, so ist wenig damit geholfen. Die goldenen Jahre der Kindheit, der anbrechende Morgen, die ersten erfreulichen Frühlingstage des Lebens, in denen, wie ein großer Dichter sagt, „das Leben vorwärts hüpft mit einem Lächeln," wird ihnen zu traurigen Tagen des Weinens und freudenloser Langeweile. Ihr Verstand wird nicht geweckt, ihr sittliches Gefühl nicht angeregt. Sie verwildern; wenn sie auch späterhin in die öffentliche Schule kommen, können sie kaum reden. Diese Vernachlässigung hängt ihnen ihr ganzes Leben hindurch an. Es ist mit ihnen wie mit zarten jungen Pflänzchen, die vor Reifen und rauher Witterung sorgfältig zu bewahren sind, damit sie

nicht dahin welken oder für immer verkrüppelt werden. Ich wünsche daher sehr, daß dahier eine Anstalt zur Bewahrung und zur ersten Erziehung für solche bedauernswerthe Kinder errichtet werde. Ja, es wäre dahier nicht nur eine Anstalt zur Bewahrung kleiner Kinder, von drei bis sechs Jahren, nöthig, sondern es wäre mit ihr noch eine Vorbereitungsklasse der Kinder, von sechs bis sieben Jahren, für die öffentlichen Schulen zu vereinigen, weil die Schule zu Buchenthal zu weit entfernt, und der Schloßberg zu hoch und zu steil ist, als daß die Kinder vor zurückgelegtem siebenten Jahre, zu jeder Jahreszeit und Witterung, diese Schule besuchen könnten."

„Ich habe mir," sprach sie weiter, „die Sache so ausgedacht: Neben den herrschaftlichen Gärten liegt ein ziemlich großer ländlicher Garten, der mit Gras bewachsen und mit einigen Bäumen besetzt ist, und bisher von uns nur wenig geachtet wurde. Hier ließe sich ein solches Haus errichten; der übrige Raum könnte zum Spielplatze für die Kinder dienen. Der Gehalt für den Lehrer und

die Wartfrau wäre bei unsern Einnahmen keine zu große Ausgabe."

Alle am Tische gaben ihr Beifall. Es wurde beschlossen, ein solches Haus zu erbauen, mit einem großen Schulzimmer und zwei kleinen Neben-Zimmern in untern Stocke für die Kinder, und dann im obern Stocke mit einer Wohnung für den Lehrer, und eben so für die Wartfrau. Das Haus wurde erbaut; es hatte von Außen ein sehr freundliches Aussehen, und war auch von Innen sehr heiter, indem es ganz frei stand, und alle Fenster in den Garten gingen. Zum Lehrer berief Wilhelm einen jungen Mann, den er persönlich kannte, und der in einer adeligen Familie Hauslehrer gewesen, eine ganz vorzügliche Gabe mit Kindern umzugehen hatte, und gegenwärtig ein ausgezeichneter Schullehrer in einer ansehnlichen Stadt war, wo er die erste Klasse zu versehen hatte. Zur Wartfrau schlug Pauline die Wittwe des vorigen Schloßverwalters vor, die ihre eigenen Kinder, die jetzt alle versorgt waren, sehr gut erzogen hatte und als eine sehr fromme, verständige,

heitere und wohlgesittete Frau allgemein geachtet war.

Der Lehrer, dem eine nicht zu geringe Besoldung ausgeworfen wurde, nahm die Stelle mit Vergnügen an, und die ehemalige Schloßverwalterin war sehr erfreut, nicht so fast, weil ihr zu ihrem Wittwengehalte noch eine ansehnliche Zulage zugesichert wurde und sie also ein besseres Einkommen erhielt, sondern noch viel mehr, weil sie eine große Liebe zu den Kindern hatte, und in ihren alten Tagen noch ihren Mitmenschen nützlich werden wollte.

Als der treffliche Lehrer ankam, wurde zuerst das Zimmer zur Bewahrung kleinerer Kinder, so wie er es für dienlich hielt, eingerichtet, und alle nöthige Geräthschaft, Alles ganz neu, verfertigt. Außer den sehr niedrigen Tischen und Bänken für die Kinder wurde noch ein besonderer Tisch mit grünem Wachstuche überzogen und mit feinem weißen Sande bestreut, damit die Kinder mit dem Zeigefinger allerlei in dem Sande abzeichnen könnten. Eine schwarze Wandtafel diente dem Lehrer dazu, allerlei darauf vorzuzeichnen. Um in der Folge

die Kinder mit den ersten Kenntnissen der Buchstaben bekannt zu machen, wurden große gedruckte Buchstaben auf dünne, einen Finger lange und zwei Finger breite Brettchen aufgezogen; auch waren an der blau angestrichenen Rückseite der Wandtafel einige Stäbe quer befestigt, damit man die Buchstaben aufstellen und zu Silben und Worten zusammen setzen könne. Auch wurden kleine Schiefertafeln angeschafft.

Der Garten am Schulhause wurde zu einem Spielplatze für Kinder eingerichtet. Mitten hindurch wurde ein langer, breiter Gang angelegt und mit Sand bestreut, damit die Kinder sich hier bewegen, springen, ja in die Wette laufen könnten. Zu beiden Seiten des Ganges wurden zwei runde, mit Kies bestreute Plätze hergestellt, und mit niedern Bänken und kleinen Tischen für Kinder versehen. Rings um die runden Plätze und zu beiden Seiten des langen Ganges wurden Sträuche gepflanzt, von denen im Frühlinge und Sommer immer einige blühten. An der Hecke zu allen vier Seiten innerhalb des Gartens befanden sich

schmale, mit Sand bestreute Nebenwege. An zwei Stellen des Gartens waren an den Bäumen Schaukeln befestigt; auch waren Kinderwägelchen vorhanden, worin die kleinern Kinder von den etwas größern in dem langen Gange auf und ab und in den Nebenwegen umher geführt werden konnten.

Nachdem Alles fertig und bereitet war, wurde die Schule mit einer kleinen Feierlichkeit eröffnet. Die Kinder versammelten sich reinlich und festlich gekleidet in der Schule. Pauline und Wilhelm und die übrigen gnädigen Herrschaften und viele Aeltern fanden sich ein. Der Lehrer hielt eine kurze Anrede, in der er die Aeltern und Kinder ermahnte, für diese wohlthätige Anstalt Gott und der Gutsherrschaft zu danken.

Pauline, nunmehr gnädige Frau, ging bei allen Kindern umher, redete mit jedem freundlich, fragte es nach seinem Namen, seinen Aeltern und wußte jedem etwas Erfreuliches zu sagen. Dieß thaten auch die übrigen Herrschaften und ließen dann allen Kindern Obst und weißes Brod austheilen. Der Lehrer sagte den Kindern noch, wann sie Nach=

mittags wieder in die Schule kommen sollten und entließ sie.

Pauline kam mit ihrer Mutter sehr oft in die Schule; Wilhelm, der junge gnädige Herr, kam zu Zeiten; der alte Herr Oberst von Eichburg aber hatte sich, von seiner Gemahlin begleitet, in die Garnison seines Regiments begeben.

So oft Pauline kam, war große Freude bei den Kindern. Sie begrüßte alle sehr freundlich, sah und hörte dem Unterricht zu, stellte selbst Fragen an die Kinder und belobte diejenigen, die gut antworteten. Sie kam auch, was die Kinder am meisten erfreute, nie leer. Eine Dienerin folgte ihr mit einem Korbe voll Obst, das Pauline den Kindern austheilte. Auch brachte sie manchmal einige Spielsachen mit, welche den Kindern große Freude machten, und mit denen sie von Zeit zu Zeit spielen durften, die aber sonst in einem besonderen Kasten aufbewahrt wurden.

Am Weihnachtsabende kam sie allemal, so bald es dunkel war, und versammelte in einem

der Nebenzimmer die Kinder um sich. Der Lehrer und die Wartfrau hatten in dem großen Schulzimmer grüne Tannenbäumchen aufgestellt, und mit schönen roth und gelben Aepfeln und vergoldeten Nüssen geziert. Auch waren auf den Bäumchen kleine Wachskerzen angebracht, und als alle angezündet waren, öffnete der Lehrer die Thüre des hellerleuchteten Zimmers, und rief die Kinder herein. Sie waren vor Freude und Erstaunen fast außer sich. Die Kinder sangen hierauf ein kleines Weihnachtsliedchen, und die gnädige Frau theilte ihnen eine Menge kleiner Geschenke aus.

Zu Ostern beschenkte Pauline die Kinder, die ein fröhliches Osterliedchen sangen, mit rothen,

blauen und gelben Ostereiern und mit kleinen Osterkuchen.

Dabei sagte Pauline den Kindern, warum Weihnachten und Ostern für uns Menschen so große Freudentage seien, und die Kinder küßten ihr für die Geschenke dankbar die Hand, und liefen voll Freude nach Hause.

Pauline bewunderte die trefflichen Lehrgaben, die Freundlichkeit und Fröhlichkeit des Lehrers und konnte ihn nicht genug loben. Auch mit der Wartfrau, mit ihrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, ihrer Geduld und schonenden sanften Behandlung der Kinder war sie höchst zufrieden, und bezeigte mehrmals ihre Zufriedenheit. „Ach," sagte sie, „es ist freilich nicht möglich, daß in jedem Dörflein oder Weiler eine solche Kleinkinderschule errichtet werde; aber wenigstens eine Kleinkinderbewahranstalt könnte doch zu Stande kommen. Man würde gewiß, gegen einige Belohnung, eine verständige, fromme Wittwe auffinden, die Aufsicht über die kleinen Kinder zu übernehmen."

Zwanzigstes Kapitel.

Ein kleines Kinderfest.

Als der Oberst von Eichburg und seine Frau Gemahlin wieder in dem Schlosse angekommen waren, wollte Pauline zeigen, wie weit ihre Anstalt für kleine Kinder indeß gediehen sei. Sie ließ die Schulstube festlich ausschmücken. An allen Fenstern standen Blumen in zierlichen Töpfen. An der besten Stelle des Schulzimmers, der Thüre gegenüber, befand sich in goldenem Rahmen das schöne Gemälde, das sie schon in früher Jugend, zugleich mit jenem Atlasse zu einem Kleide und mit jenem Gebetbuche geschenkt bekommen hatte. Sie hatte das Bild, das sie ihrem ehemaligen Hausherrn, jenem Kaufmanne, in Verwahrung geben, sich schicken lassen. Der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen zu sich ruft, und sie,

segnet, war ganz unvergleichlich schön darauf abgebildet.

Nebst den Aeltern der Kinder kamen, freundlich eingeladen, der Pfarrer und Beamte von Buchenthal. Die versammelten Kinder und deren Aeltern waren alle sonntäglich gekleidet. Der Lehrer sprach einige Worte über das schöne Bild und wie Alles, was Jesus gesagt und gethan hat, so göttlich und menschlich schön sei. Er sagte den Kindern, daß Jesus der beste Kinderfreund sei, und daß sie es nur Ihm zu danken haben, sich auch jetzt noch so vieler liebreicher und wohlthätiger Kinderfreunde zu erfreuen. Hierauf sangen die Kinder ein kleines, für diese Feierlichkeit verfaßtes Lied. Es wurden ihnen Fragen aus der Religion vorgelegt, die ihrem zarten Alter angemessen waren, und die sie alle verständig und mit Herzlichkeit beantworteten. Hierauf sagte jedes einen Denkreim auf. Der Lehrer zeigte ihnen einzelne Buchstaben, deren Namen sie nannten und deren Laut sie nachmachten. Mit Hülfe ihrer Finger zählten sie von eins bis zehn, und innerhalb der Zahlen.

eins bis zehn wurden alle vier Rechnungsarten im Kleinen vorgenommen. Die Ziffern von eins bis zehn wurden vom Lehrer vorgezeigt, und die Kinder nannten die Zahl und zeigten an den Fingern, wie viel jedes dieser Zeichen bedeute. Auch Begriffe von Zehnern hatten sie schon. Ein Kind hob alle zehn Finger auf: „Das ist also ein Zehner," sagte der Lehrer; ein zweites hob alle zehn Finger auf: „Das sind also zwei Zehner," sprach der Lehrer, und so ging es fort, bis auf zehn Zehner oder hundert. Noch freudiger als an den Fingern und den Strichen an der Tafel zeigten die Kinder an vorgelegten Haselnüssen, wie gut sie das Zählen, das Zusammenziehen, Abziehen, Vervielfachen und Theilen verstanden. Diese Uebung gefiel ihnen auch deßhalb sehr wohl, weil sie am Ende alle Nüsse einschieben durften. Zur Vorübung im Schreiben machte ihnen der Lehrer auf der schwarzen Tafel ein Ringlein, Sternlein, Kreuzchen, ein Dreieck oder Viereck, ja wohl ein Haus, einen Tannenbaum vor, und die Kinder bildeten Alles auf dem Sandtische nach. Der Lehrer legte ihnen noch verschiedene Fragen

vor, zum Beispiele, wozu nützt das Holz, das Eisen, das Stroh, wozu das Wasser, das Feuer? Oder auch andere Fragen: „Wie müssen Kinder sein gegen Gott? Antwort: fromm. Wie gegen Aeltern? folgsam. Wie gegen andere Kinder? freundlich. Wie beim Lernen und bei der Arbeit? fleißig. Wie heißen also die vier Worte, die alle mit einem F. anfangen, ja die schönsten vier F., die sich Kinder wohl merken müssen?“ Die Kinder wiederholten die Worte: fromm, folgsam, freundlich, fleißig. Der Pfarrer fügte noch ein fünftes F. bei: fröhlich.

Die Kinder lasen nun in ihrem kleinen Büchlein: „Erster Unterricht von Gott,“ das sie das Gottbüchlein nannten, laut und deutlich. Die Kinder, die noch nicht sechs Jahre alt waren, lasen die erste Abtheilung von Gott, die aus lauter einsilbigen Wörtchen besteht; die Kinder, die bereits sechs Jahre oder etwas darüber alt waren, die zweite Abtheilung von Jesus Christus, die aus zweisilbigen, in Silben abgetheilten Wörtern besteht. Dann wurde die dritte Abtheilung, von

dem heiligen Geiste, mit mehrsilbigen, nicht getheilten Wörtern gelesen. Die Kinder wußten alle Fragen, die von den anwesenden Gästen über das Gelesene an sie gestellt wurden, richtig und fertig zu beantworten, oder es auch mit ihren eigenen Worten zu erzählen. Sie waren auf diese Art auch recht gut vorgeübt, künftighin längere Sätze, die im Katechismus als Antworten vorkommen und über die ein guter Katechet zehn und mehrere Fragen zu stellen weiß, gut zu beantworten.

Noch wurden die Arbeiten der Kinder, als: gesponnenes Garn, gestrickte Kinderstrümpfchen, geflochtene Schnüre von allerlei Farben, und Geflechte von buntem Stroh vorgelegt. Am Ende sangen die Kinder mit ihren sanften Stimmchen und mit Andacht ein kleines Danklied gegen Gott.

Was allen Anwesenden noch besonders wohl gefiel, war, daß alle Kinder sehr reinlich gekleidet waren, so frisch und gesund aussahen, und ihre Gesichtchen von Fröhlichkeit und Freundlichkeit gleichsam strahlten.

Pauline theilte nun unter die Kinder Obst aus, gab jedem einen gebackenen Kranz von mürbem Taig, den die Kinder sogleich an den Arm hingen. Ueberdieß beschenkte sie die Kinder noch mit mancherlei Kleidungsstücken, die von den Aeltern dankbar in Empfang genommen wurden.

Zum Schlusse der Feierlichkeit sagte der Herr Pfarrer noch einige treffende Worte. „Es ist sehr erfreulich," sprach er unter Anderm, „daß edle Kinderfreunde so liebreich für die guten Kleinen sorgen. Ach, viele Aeltern, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts, mit Feldbau oder im Taglohne auswärts verdienen müssen, können ihre Kinder nicht beständig unter ihren Augen und der nöthigen Aufsicht behalten; viele Kinder sind nicht nur Stunden, sondern halbe, ja fast ganze Tage lang verlassen und wie verwaist. Eine Anstalt aber, in der die Kinder bewahrt und angenehm und nützlich beschäftigt werden, ist eine große Wohlthat für Aeltern und Kinder. Die Aeltern werden vieler Sorgen überhoben, den Kindern wird die goldene Zeit der Kindheit zur seligsten und heilbringendsten

ihres Lebens. Manches Gute wird in ihr zartes Herz gepflanzt, das für ihr ganzes Leben, ja für die ganze Ewigkeit nicht ohne gute Früchte bleibt. Möchten alle Menschen, die es im Stande sind, zur Errichtung und Beförderung solcher Anstalten beitragen!"

„Jesus Christus selbst gab uns einen rührenden Beweis seiner Liebe zu den Kindern. Als fromme Mütter noch am späten Abende Ihm ihre Kinder

darbringen wollten, damit Er sie segne, die Jünger aber ihnen es wehren wollten, Ihm so spät noch

beschwerlich zu fallen, da sprach Er: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret es ihnen nicht!“ Und Er schloß sie in seine Arme und legte ihnen die Hände auf und segnete sie. Seine Liebe zu den Kindern sei uns ein Beispiel, das wir nachahmen sollen. — Ja, Er forderte uns zwar nur mit wenigen, aber höchst eindringenden, herzergreifenden Worten dazu auf, uns der Kinder liebreich anzunehmen, indem Er sprach: „Wer ein solches Kind in Meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.““

Inhalt.

	Seite
Vorrede	III
Erstes Kapitel. Eine edle Kinderfreundin	7
Zweites Kapitel. Ein unverhoffter erfreuender und betrübender Besuch	26
Drittes Kapitel. Ein Ueberfall von Räubern . . .	37
Viertes Kapitel. Gebet und Erhörung	43
Fünftes Kapitel. Mitleidige Landleute	51
Sechstes Kapitel. Der ehrliche Kutscher	58
Siebentes Kapitel. Die vermißte Mutter	68
Achtes Kapitel. Kinder, welche der Bewahrung bedürfen	80
Neuntes Kapitel. Ein großer Jammer	102
Zehntes Kapitel. Eine andere traurige Begebenheit .	115
Eilftes Kapitel. Eine höchst seltene Erscheinung in einem Gefängnisse	125
Zwölftes Kapitel. Geschichte der vermißten Mutter .	134
Dreizehntes Kapitel. Die Unschuld eines ehrlichen Mannes anerkannt	149
Vierzehntes Kapitel. Die Räuber entdeckt und bestraft	155

Illustrirte Ausgabe
der kleinen Erzählungen
von Christoph v. Schmid.

Ostereier. Weihnachtsabend. Eichenfels.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen.
Die Waldkapelle.
Das Täubchen. Das Lämmchen. Gottfried,
Das verlorne Kind. der junge Einsiedler.

Neue Erzählungen
für Kinder und Kinderfreunde:

Die Hopfen-Blüthen. Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. Ludwig, der kleine Auswanderer.

Die Kirschen. Die Margarethenblümchen.
Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse.
Das Rothkehlchen. Das Vogelnestchen.

Blumenkörbchen. Mathilde und Wilhelmine. Das beste Erbtheil.
Blüthen. Timotheus und Philemon. Pauline.

Der Eierdieb. Emma. Itha von Toggenburg.
Hirlanda. Gotthold. Der Alte von den Bergen.
Die Lautenspielerin. Die Erdbeeren.
Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz.

Druck und Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Illustrirte Ausgabe der kleinen Erzählungen Mit Stahlstichen u. feinen Holzschnitten

Bd.: 14

Regensburg 1871

Paed.pr. 3072-14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761023-4